



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Der Fall Jacobsohn**

**Jacobsohn, Siegfried**

**Charlottenburg, 1913**

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71777)

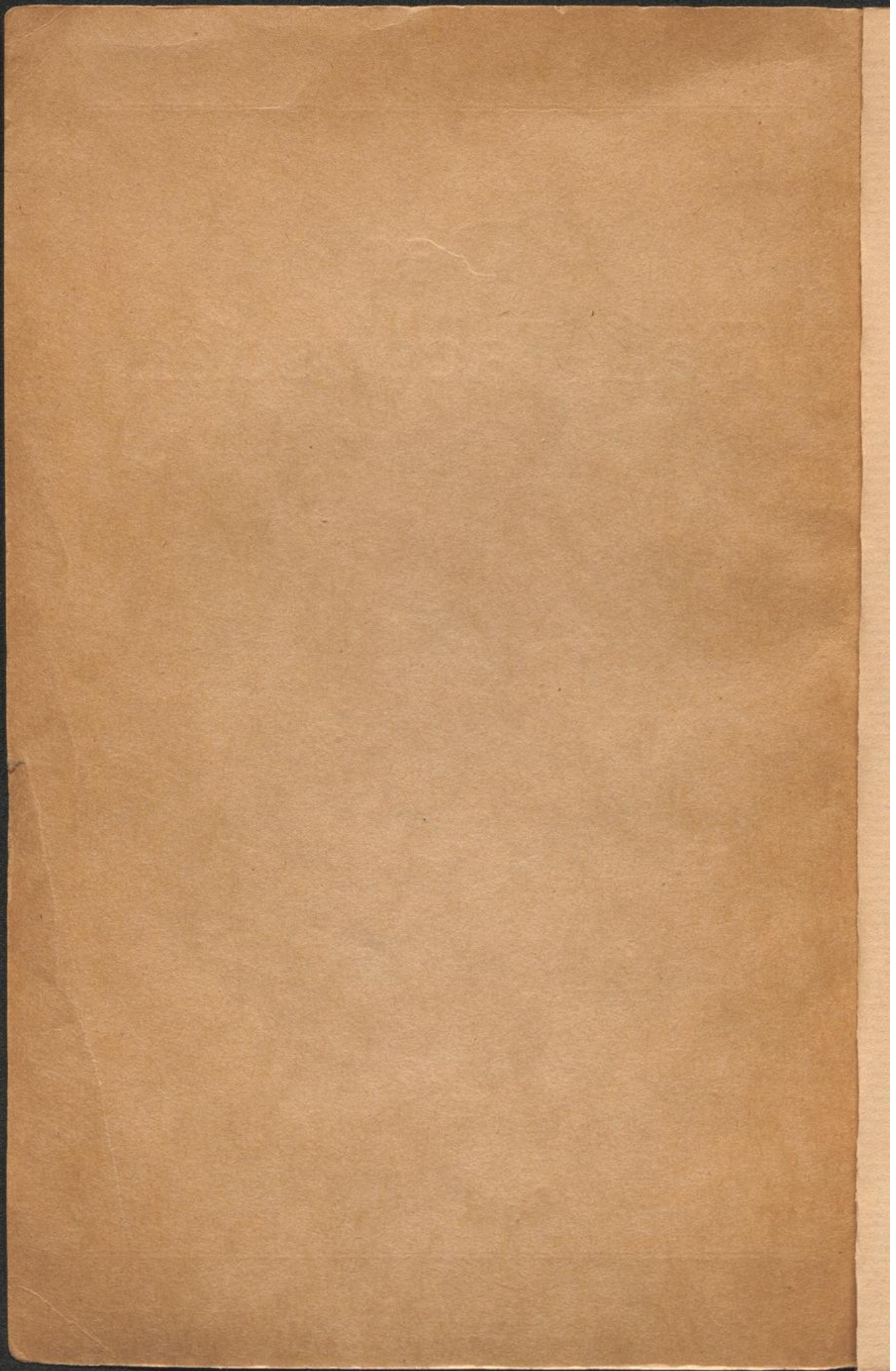
P  
11

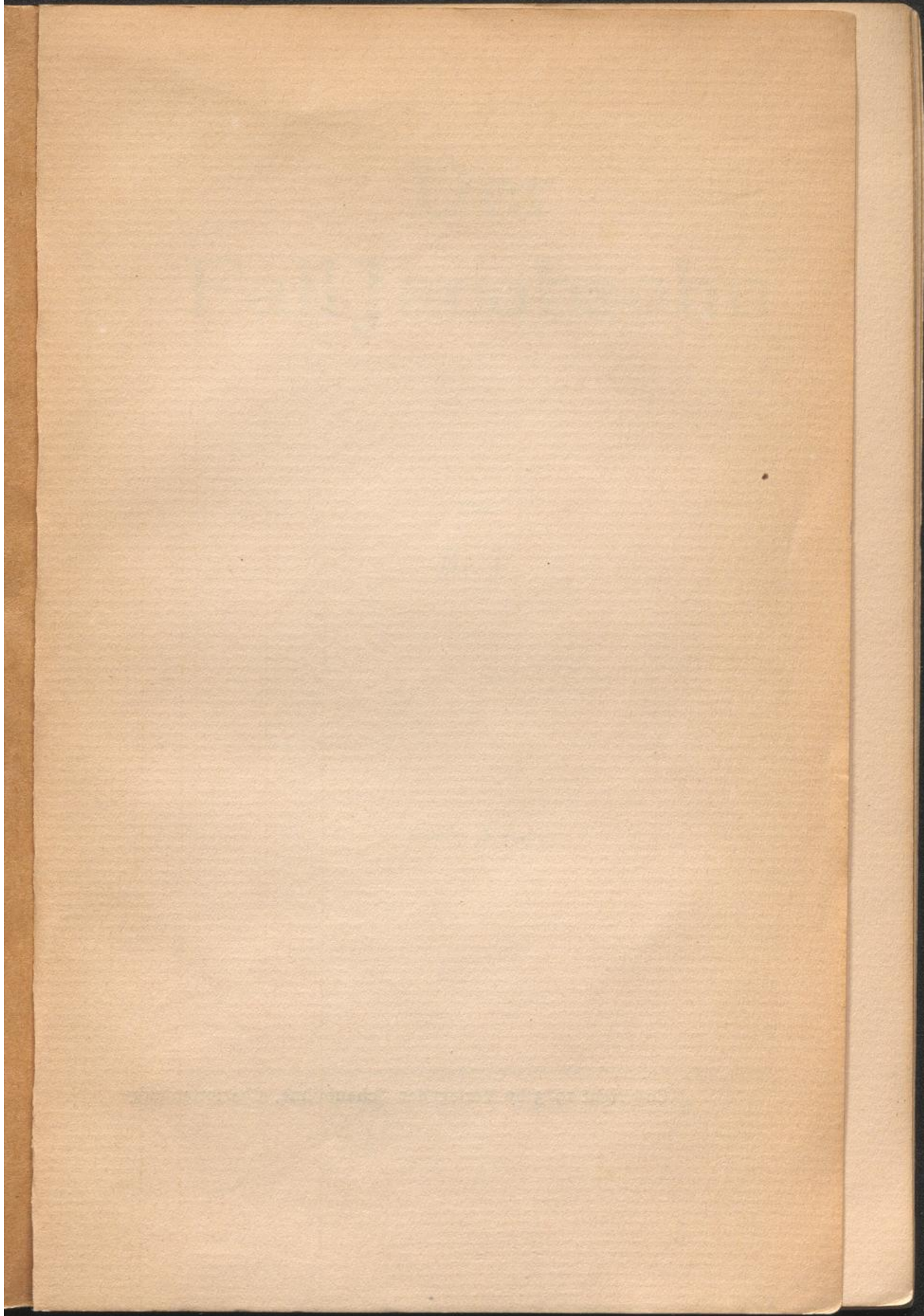
# Der Fall Jacobsohn

Von

S. J.

KME  
1161(2)





Copyright 1913 by Verlag der Schaubühne, Charlottenburg

# Der Fall Jacobsohn

Von  
S. J.

Zweite Auflage

---

Verlag der Schaubühne / Charlottenburg 1913

Der  
Faltjacobson

Standort: P 11  
Signatur: KME 1161(2)  
Akz.-Nr.:  
Id.-Nr.: W1835679

✓ 2/09



77/11341

Vor neun Jahren, als meine theaterkritische Tätigkeit unterbrochen worden war, stand in einer deutschen Zeitung zu lesen: „Deutet man bloß die Möglichkeit der Wiederkehr Jacobsohns zum Kritikerposten an, so wird man sofort durch eine dreimal glühende und im tiefsten Brustton schöner ehrlicher Überzeugung herausgebrüllte Entsetzensinterjektion um Schweigen gebeten.“ Ich mußte eines Tages die Zeit finden, ausführlich darzustellen, woher dies Entsetzen stammte, und welche Berechtigung es hatte. Am nächsten lag: in der ersten Nummer meines eigenen Blattes der Residenz zu erzählen, wie man Herausgeber einer Theaterzeitschrift wird. Aber ich sprang lieber, am siebenten September 1905, medias in res. Ich hatte gute Arbeit angekündigt und trachtete zunächst, mein Wort zu halten. Es schien mir leichter, von einer schlechtbeurteilten Vergangenheit zu reden, nachdem neue Leistungen auch anspruchsvolle Menschen bereit gestimmt hätten, zweifelhafte Vorgänge jener frühern Periode noch einmal und mit schärfern Augen anzusehen. Solcher Bereitschaft bin ich heute sicher. „Die Dokumente eigener verworrener Begebenheiten als eine die Menschheit überhaupt interessierende Erfahrung“ auszubreiten, schien Carolinen Schelling eine förderliche Tat. Ich breite sie aus.



Nonum prematur in annum

Anno 1904, am zwölften November, eines Sonnabends gegen sechs Uhr, kaufte ich, um zu erfahren, welche Premieren die nächste Woche brächte, in der Hauptexpedition des Berliner Tageblatts eine Abendnummer. Unter einer Laterne der Jerusalemer Straße suchte ich den Theaterspielplan. Da sah ich auf der zweiten Seite des Hauptblatts, an der ersten Stelle des Feuilletons, meinen Namen. Hallo! Ich überflog. „Ein psychologisches Rätsel“. Siegfried Jacobsohn, Welt am Montag, „merkwürdiger Beitrag zur Entstehung einer Kritik“. Links alte Sätze über die Sandrock; rechts diese Sätze von mir auf Bassermanns Traumulus und auf die Magda der Duse übertragen. Drei Fälle: das erste Mal sieben, das zweite Mal zehn, das dritte Mal drei Zeilen. „Wir glauben, es ist unnötig, diesen Zitaten noch ein Wort der Erklärung hinzuzufügen.“ Jetzt las ich genau. Passanten stießen mich an; ich aber rührte mich nicht und verglich Wort mit Wort. Es war verblüffend und schlimmer als das. Wie es dastand, mußte mich jeder für einen Dieb halten. Jeder zum mindesten, der nicht begründete Ursache hatte, die Bedürfnisfrage zu verneinen. Ich hatte mir so viel allein gemacht — ich konnte mir auch das am Ende selber machen. Aber wie es dastand, schien es wirklich der Raub eines Armen, der reicher scheinen wollte. Ich mußte lachen. Ich! ? In fünf Sätzen war das „psychologische Rätsel“ zu lösen. Kein Grund, auf d'Andrades Barbier zu verzichten. Ich fuhr ins Theater des Westens.

Dort traf ich einen Musikkritiker, der mir erzählte, daß mein ‚Fall‘ seit vierzehn Tagen in den literarischen Kreisen Berlins besprochen werde. Meine Freunde seien durch Ehrenwort verpflichtet worden, mich nicht zu warnen. Man habe es auf eine Überrumpelung abgesehen. Deshalb sei die Veröffentlichung am Samstag Abend erfolgt: ich sollte möglichst wenig Zeit für meine Erwiderung haben. Du lieber Himmel! Die fünf Sätze waren, Tags darauf, schnell heruntergeschrieben — trotzdem besorgte Gemüter mich beschworen hatten, dies psychologische Rätsel nicht zu lösen, sondern einfach den Nikita im fünften Akt von Tolstois

„Macht der Finsternis“ zu spielen, nämlich auf offenem Markte niederzufallen und Pater peccavi zu rufen. Sie waren überzeugt, daß ein Schuldbekentnis jede Diskussion über den Fall abschneiden, daß Reue auch harte Gegnerherzen erweichen, daß des ertappten Kritikers Gelöbnis, fortan auf alle fremden Federn zu verzichten, sogar seinen Brotherren erlauben würde, es weiter mit ihm zu versuchen. Ich hatte noch nie gelogen, war, bei meiner Unbeliebtheit, auf heißen Kampf gefaßt und fürchtete, mich für diesen selber zu schwächen, wenn ich mein Gewissen beschwerte. Also sagte ich:

„Die Erklärung? Mein jüngst erschienenenes Buch und mein Gedächtnis. Um das ‚Theater der Reichshauptstadt‘ zu beschreiben, dessen Entwicklung ich nur in den letzten Jahren miterlebt habe, hatte ich die Aufgabe, mir die Zeit von 1870 bis 1900 teils zum ersten Mal vor die Augen zu führen, teils aufzufrischen und mich nach Möglichkeit von ihren Stimmungen und ihrem Charakter durchdringen zu lassen. Dazu dienten mir alle erreichbaren Zeitungs- und Zeitschriftenbände aus diesen drei Jahrzehnten — Vossische Zeitung, Berliner Tageblatt, Deutsche und Neue Deutsche Rundschau, Gegenwart und Zukunft, Deutschland und Magazin, Nation und wiener ‚Zeit‘ — die ich übergewissenhaft so und so viel Stunden täglich mit überanstrengten Augen und überanstrengten Nerven durcharbeitete. Aber nach und schon während dieser Arbeit zeigten sich üble Folgen. In meinem Gedächtnis, von dessen abnormer Stärke und Zuverlässigkeit fast jeder Proben erhält, der eine Zeitlang mit mir verkehrt, schlummerten von fremden Autoren Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen, die durch die geringste Assoziation geweckt wurden und es mir in zahllosen Fällen zu meiner Qual unmöglich machten, einen eigenen Ausdruck für meinen Eindruck zu finden. Dieser Zustand des häufig erfolglosen Ringens um den eigenen Ausdruck wurde am ärgsten nach den Ferien dieses Jahres, in denen ich nachweislich bis zum letzten Tage an jenem unscheinbaren, aber unendlich mühevollen Buche gearbeitet hatte, und aus denen ich erschöpfter zurückkam als je . . .“

Dieser Erklärung wurde auf dreierlei Weise begegnet: mit Zweifel, mit Glauben und mit Unglauben. Aus unzähligen Kehlen erging eine Antwort auf die Frage: Ist solche Hypertrophie des Gedächtnisses überhaupt denkbar? Helen Keller hatte ein Märchen vom Frostkönig veröffentlicht, das vorher in dem Buch einer andern Schriftstellerin unter dem Titel ‚Die Frostelfen‘ erschienen war. Nachdem Helen Keller das Vorgelesene längst vergessen hatte, stellte es sich mit solcher Ursprünglichkeit wieder ein, daß die blinde

Schriftstellerin in den Verdacht des Plagiats geriet. Universitäts-Professoren führten analoge Fälle aus ihrer Praxis an. In der ‚Zukunft‘ stellte Carl Gustav Jung elf Zeilen von Nietzsche gegen elf Zeilen von Justinus Kerner und fügte hinzu: „Reproduziert einer wörtlich ganze Druckzeilen lang die Sätze eines andern, so darf man denen, die Plagiat schreien, zwar nicht ohne weiteres das Maul zuhalten; aber man braucht auch nicht den Menschen, dem dieses Unglück passiert ist, gleich fallen zu lassen. Die Natur hat sich nämlich bei der Einrichtung der Wiedererinnerungsfähigkeit nicht ausschließlich an die Möglichkeit des unmittelbaren und mittelbaren Wiedererinnerns gebunden; sie hat den Geistreichen und den Narren die Kryptomnesie gegeben. Das sind: psychische Vorgänge, bei denen eine automatisch schaffende Kraft verlorene Gedächtnisspuren in größern Fragmenten von photographischer Treue wiedererscheinen läßt. Der Fall Jacobsohn scheint mir viel Verwandtes mit einer Kryptomnesie zu haben; jedenfalls wüßte ich nicht zu sagen, warum es keine sein sollte. Aus diesem Vorkommnis läßt sich vielleicht ein Schluß auf die Kraft der künstlerischen Begabung und Leidenschaft Jacobsohns ziehen.“

Diesen Schluß aus diesem Vorkommnis zu ziehen, war immerhin eine spätere Sorge. Gedächtnis hin, Gedächtnis her — klang die Beschuldigung glaubhaft? Den allermeisten. Der frankfurter Kleinen Presse nicht. Sie erwog: „Für jeden einigermaßen selbständig denkenden Menschen, zumal, wenn er temperamentvoll ist, gibt es nichts Schwereres als: etwas abzuschreiben. Wie ist es also erklärlich, daß ein denkfähiger, ja nach meiner Meinung ungewöhnlich geistreicher Mensch sich niedersetzen sollte, um mit heißem Bemühen einige Sätze abzuschreiben, anstatt, was ihm viel leichter werden müßte, aus Eigenem zu geben? Ja, und weiter: Die Sache wäre vielleicht noch erklärlich, wenn das, was er stahl, ungewöhnlich gewesen wäre, erschütternde Gedanken, nach denen man lange suchen könnte. Nein, es sind weiter nichts als Sätze, wie sie jedem Kritiker leicht in die Feder fließen. Und so, meine ich, ist die Sache keineswegs geklärt: Ist es unmöglich, daß in einem mit ungewöhnlichem Gedächtnis begabten Gehirn gelesene Sätze fest genug haften bleiben, um als Reminiszenz wiederzukehren, so scheint es mir noch ungewöhnlicher, daß ein begabter, temperamentvoller Mensch mühevoll abschreibt, was . . .“ Harden ging weiter: „Ich glaube nicht, daß Jacobsohn abgeschrieben hat. Ich habe die Anklage und die Rechtfertigung geprüft und glaube, daß er unschuldig ist. Er hat über Frau Duse und Herrn Bassermann schon früher geschrieben: enthusiastisch, mit klarer Erkenntnis ihrer Wesenszüge. Warum soll er plötzlich, um sie noch ein-

mal zu charakterisieren, den Ausdruck gestohlen haben? Der Angeschuldigte sagt, sein Gedächtnis habe ihm den bösen Streich gespielt. Das klingt manchem unwahrscheinlich; mir nicht. Die ganze Gedächtniskunst, sagt Erdmann, ist eigentlich in der einen Regel enthalten: Interessiere dich! Und so weit memotechnische Anweisungen Erfolg haben, kommen alle darauf hinaus, daß, wogegen wir gleichgültig sind, mit solchem vertauscht oder verbunden werde, was uns mehr am Herzen liegt. Herrn Jacobsohn liegt nur eins am Herzen: Nur für das Theater interessiert er sich; und alles, was damit zusammenhängt, haftet fest in seinem frischen, noch nicht abgenutzten Gedächtnis. Zehnmal habe ich gehört, wie er Mauthner, den er inbrünstig bewundert, aus dessen alten Kritiken, wenn das Gespräch ihren Gegenstand streifte, ganze Absätze wörtlich hersagte. Trotzdem er 1881 geboren ist, weiß er zuverlässig, wer 1875 am Hoftheater Wallensteins Kürassiere und Duncans Kämmerlinge gespielt hat. Nichts anderes drängte sich in dieses Kindergedächtnis, dessen Umfang gar nicht einmal groß zu sein braucht. Die zur Entschuldigung angeführte Tatsache ist also erweislich wahr. Jacobsohn ist blutjung und deshalb von bewunderten Vorbildern abhängig. Er hat, wie die meisten Anfänger, Doktoren und Dichter, Komödianten, Schreiber und Kanzelredner, vieles ungeprüft übernommen; und die Herren Bahr, Brahm, Hart, Mauthner, Schlenther (und manche andre) könnten leicht wohl mit dem Finger auf die Stellen weisen, die ihnen nachgeschrieben sind. Aber zu stehlen braucht er nicht; denn er ist nicht arm. Kein Unparteiischer wird an Jacobsohns Schreibfähigkeit zweifeln; mir ist auch seine Urteilsfähigkeit gewiß. Er hat mich nach Theatervorstellungen manchmal ein Stück Weges begleitet und über Drama und Aufführung dann ein sicheres, klares Urteil gezeigt. Wenn nun einer zum Urteilen und zum Schreiben befähigt ist, hat er das Plagiiere nicht nötig. Tut er es in einer schwachen Stunde, an einem Tage der Mattigkeit trotzdem, dann wird er wohl pfiffig genug sein, sich nicht ertappen zu lassen. Täglich wird mehr abgeschrieben, als die Einfalt ahnt; doch die Spur beinahe stets sorgsam verwischt. Und Herr Jacobsohn, der schreiben kann und geschickt ist, sollte nicht imstande sein, gestohlenen Gut sicher zu hehlen, ein paar Sätze, die er gerade braucht, so umzustülpen, daß niemand ihm den Diebstahl nachzuweisen vermag? Im Grunde ist's eine Vertrauensfrage. Wenn ich meine Uhr in der Tasche eines Menschen finde, den ich kenne, für redlich halte und der mich versichert, daß ein Irrtum ihn mein Eigentum nehmen ließ, dann glaube ich ihm, mögen noch so viele Indizien gegen seine Versicherung zeugen. Ich halte Herrn Jacobsohn (und

nicht ich allein) für reinlich und würde, daß er ein Gauner ist, erst glauben, wenn mirs unzweideutig bewiesen wäre.“

Es wurde nicht bewiesen. Man schrie. Laut Hardens Zeugnis: „Dieb, Strauchräuber, elender Wicht. Vier Wochen lang hört man es schon in allen Tonarten. Die Wut will sich gar nicht erschöpfen. Ein Gezeter, als gäbe es im Holzpapierreich kein erbärmlicheres Subjekt als diesen Jacobsohn. Hundertmal ward er totgesagt, von Bekannten und Unbekannten, und doch wird immer wieder auf ihn losgedroschen.“ Eine große berliner Tages-Zeitung zeigte drei Tage nach meiner ‚Entlarvung‘ in einem längern Artikel an, daß ich verblichen sei, und brachte im Lauf eines Monats acht Publikationen des gleichen Inhalts. So weit sich diese und die unzähligen übrigen Angriffe nicht auf Schimpfwörter beschränkten, war der sachliche Einwand gegen meine Erklärung immer derselbe. Man wolle nicht völlig in Abrede stellen, daß es einem Schriftsteller von ungewöhnlich gutem Gedächtnis möglich sei, ganze Sätze eines andern unter besondern Umständen im Gedächtnis zu behalten; aber unbedingt muß er dann auch im Gedächtnis behalten, daß diese Sätze von einem andern stammen. „Müßte, nicht muß“, antwortete Harden. „Wo sichs um Funktionen feiner Hirnorgane handelt, soll man vorsichtig urteilen; irgend eine Reizung kann die Ursache von Abnormitäten werden, die der Verstand der Verständigsten auf den ersten Blick nicht begreift.“ Nur traf jener Einwand mich gar nicht. Meine Erklärung hatte gelaute: „In meinem Gedächtnis, von dessen abnormer Stärke und Zuverlässigkeit fast jeder Proben erhält, der eine Zeit lang mit mir verkehrt, schlummerten von fremden Autoren Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen, die durch die geringste Assoziation geweckt wurden und es mir in zahllosen Fällen zu meiner Qual unmöglich machten, einen eigenen Ausdruck für meinen Eindruck zu finden.“ Damals hatte ich das für klar genug gehalten. Wie hätte ich Qual zu empfinden brauchen, wenn ich mir nicht bewußt gewesen wäre, daß ich in einem gefährlichen Zustand war! Vielleicht verdiente ich Tadel, daß ich in solchem Zustand weitergearbeitet hatte. Vielleicht hätte ich mich in diesem Zustand schärfer kontrollieren müssen. Vielleicht war ich der Fahrlässigkeit schuldig. Jedenfalls hätte sich über dies und das diskutieren lassen. Aber man diskutierte nicht. Man schrie. Man zieh den Dieb, der ruhig behauptete, ein gutes Gedächtnis zu haben, obendrein der Lügenhaftigkeit, weil man sich nicht erinnerte, ein solches Gedächtnis jemals gehabt oder angetroffen zu haben. Man verdächtigte auf Grund der drei veröffentlichten Übereinstimmungen meine ganze Tätigkeit. Der Breslauer Morgenzeitung schien

das unerlaubt. „Sicher ist, daß der dreiundzwanzigjährige Siegfried Jacobsohn, den dramatische Autoren, Theaterdirektoren, Schauspieler wie den bösen Feind hassen, weil er in der Regel Recht hat, stets schon eine höchst beachtenswerte schriftstellerische Begabung gezeigt hat, die ihm die Freundschaft unsrer feinsten Köpfe eintrug. Und alles, was er bisher geschrieben, konnte er ja doch nicht abgeschrieben haben. Dazu hatten sich in den letzten Theaterwintern zu viel Dinge ereignet, die sich in dieser oder einer nur entfernt ähnlichen Form niemals konnten ereignet haben, so daß er zu deren Besprechung sicher keinerlei analoge Stellen hat aufstöbern können.“ Und Artur Schnitzler war in einem Offenen Brief an Harden überzeugt, daß „Siegfried Jacobsohn, der begeisterte Freund des Theaters, der glänzende Stilist und der unter normalen Umständen so selbständige Kritiker seine Feder bald wieder mit Glück und Ehren führen werde. Denn wenn auch ein Dutzend oder zwanzig oder hundert Stellen in seinen Kritiken nicht von ihm selbst herrühren: wie vieles bleibt trotzdem noch übrig, woraus die Fähigkeiten dieses Dreiundzwanzigjährigen unverkennbar zu uns sprechen!“ Zu uns? Es war die Minderheit. Nach ihrer Meinung war der ungeheure Tumult auch dann ungerechtfertigt, wenn ich, wie der Plagiator auf dem Bilde von Pigall, mit hervorquellenden Augen, das Buch oder den Zeitungsband neben mir, darauf losgestohlen hätte; auch dann, wenn alles, was gegen eine so bequeme Annahme sprach, auf Irrtum beruhte. „Ich würde“, erklärte Harden, „Herrn Jacobsohn auch dann nicht zum Tode verurteilen. Er bliebe mir auch dann noch ein ungewöhnlich begabter Schreiber, bliebe der Achtung würdiger als Leute, die ihre Feder vermieten und in deren Meinungsmacherei man stets das Streben spürt, sich behaglich zu betten.“ Zum Schluß fragte die Minderheit, ob ein Vergehen, um so hart bestraft zu werden, nicht irgendwie gemeinschädlich gewesen sein mußte; ob nicht wenigstens der geplünderte Schriftsteller einen Schaden gehabt haben mußte. Sei das hier der Fall? Nicht im geringsten.

\*

Der Mehrheit aber tat das alles nichts: Der Jude ward verbrannt.

## II

Es war ein Justizmord, bei dem nur der Kunstfehler begangen wurde, daß das Opfer am Leben blieb. Das Opfer blieb am Leben, blickte aus tiefer Verwunderung auf das Ethos, die Intelligenz und das Talent seiner kreischenden Verfolger und träumte zwischendurch als Kind sich zurücke. An meinem neunten Geburtstag hatte man mich zum ersten Mal ins Theater geschickt: ins Königliche Schauspielhaus, zu ‚Wilhelm Tell‘, zu Adalbert Matkowskys Melchthal. Ich weinte bitterlich um Melchthals Vater und faßte für mein Leben eine Liebe: das Theater. Dafür wurde jeder Pfennig gespart. Mit fünfunddreißig Pfennigen konnte man nach Beginn der Vorstellung auf den Olymp des Opern- oder Schauspielhauses gelangen. Bei Brahm aber ging das nicht. Da versammelte sich an den Premierentagen die Jugend um elf Uhr früh, und noch früher, vor der Tür zur Galerie und stürmte bei Kasseneröffnung indianerhaft auf die unnummerierten Plätze. Dazu mußte man eine Woche vorher das Billet für eine Mark erwerben. Also hieß es mit dreizehn Jahren durch Nachhilfe-Unterricht und stenographische Aufnahmen solche Summen verdienen und um zehn Uhr herum dem Lehrer glaubhaft machen, daß die Nase blute oder eine Halsentzündung drohe. Eine Viertelstunde später stand man in der Schumannstraße, fiebernd unter fiebernden Genossen, stritt sich bis zum Abend, wer größer sei: Hauptmann oder Sudermann, Kainz oder Rittner, Mauthner oder Schlenther, klebte dann stundenlang an der Decke des Zuschauerraums, verfolgte mit angehaltenem Atem, unersättlichen Augen und triefender Stirn die Schicksale Moritz Jägers, Christine Weirings, Florian Geyers, Helene Alvings und Fritzchen Sudermanns, jubelte oder pfiiff, zeigte einander in den Pausen die Kritiker und verschlang am nächsten Morgen ihre Kritiken, teils um die eigenen Eindrücke zu kontrollieren, teils um Diskussionsstoff für den nächsten Premierentag zu haben. Wie bald, und ich fing an, in Literatur und Theater Lebensmächte, den Inhalt meines



künftigen Lebens, meinen Beruf zu sehen. Ein Wort Wilhelm Scherers hatte gezündet: „Denke ich mir einen Menschen, der in blühendem Jugendalter sich zum höchsten Bewußtsein über sich selbst zu erheben vermöchte, so würde er den Stand und das Maß seiner Kräfte sorgfältig überschlagen und würde untersuchen, auf welche Gebiete menschlichen Tuns seine Hauptanlagen ihn hinweisen. Er würde dann den Lebenskreis prüfen, innerhalb dessen er zu wirken hat, er würde nach den öffentlichen Aufgaben spähen, die ihrer Lösung harren, und aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit würde er zur Wahl und Begrenzung der Ziele gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit wäre. Hat er sich nicht selbst getäuscht, hat ihn gereifte Einsicht oder glücklicher Blick in sich wie außer sich das Richtige erkennen lassen, so werden manche irreführende Phantome von ihm entweichen, und er wird durch Beharrlichkeit vielleicht den höchsten Platz einnehmen, der ihm nach seinen natürlichen Anlagen zusteht.“ Scherer wäre gewiß entsetzt gewesen, einen Menschen bereits in dem blühenden Jugendalter von fünfzehn Jahren sich zum höchsten Bewußtsein über sich selbst erheben und nach sorgfältiger Prüfung die — Theaterkritik zum Lebensziel nehmen zu sehen. Es war aber nun einmal nicht anders. Wenn nur nicht alles so langsam gegangen wäre! Jetzt noch zwei Jahre mit schwerfälligen Jungens ein Pensum durchzukauen, das einem Theaterkritiker-Aspiranten gar nicht nützen konnte: das schien unerträglich. Acht Tage, nachdem ich in die Unterprima gekommen war, erklärte ich den Eltern und dem Direktor, daß ich die Schule verlassen und sofort die Universität Berlin beziehen werde. So wurde ich mit kaum sechzehn Jahren Student, lernte tagsüber, was überhaupt zu lernen war, und lief jeden Abend in ein Theater, weil es mein Element war, und weil Laube gesagt hatte: „Für das, was man Theaterkenntnis nennt, ist die Hauptsache, viel zu sehen, das heißt, viele Vorstellungen zu sehen, gute und schlechte.“ Im Fluge waren die acht Semester vorüber, die man ohne Abiturium in Berlin studieren darf. Irgend etwas mußte jetzt geschehen. Da schrieb ich einen Artikel und fuhr damit zu Fritz Mauthner. Der ließ ihn sich vorlesen und erklärte: „Drei solche Artikel an sichtbarer Stelle, und Sie gehören zu Berlins bekanntesten Theaterkritikern.“ Aber wer wagte es, einen Kritiker von gerade zwanzig Jahren an eine sichtbare Stelle zu postieren? Ein paar Wochen später, eines Sonntags, bat mich Albert Bassermann, mit dem ich seit anderthalb Jahren befreundet war, durch einen Rohrpostbrief zu sich: „Ich habe Inen etwas erfreuliches

mitzutailen.“ An Bassermann hatte ein berliner Theaterkritiker geschrieben, er habe gestern abend mit mir im Deutschen Theater gestanden und sei nach der Pause von dem Chefredakteur der ‚Welt am Montag‘ gefragt worden, wer dieser junge Mensch sei, von dem er, Hellmuth von Gerlach, im Vorbeigehen eine gescheite Bemerkung über die Aufführung gehört habe. Das sei jemand, hatte der Theaterkritiker geantwortet, der auch Theaterkritiker werden wolle. Dann solle er Montag Vormittag auf die ‚Welt am Montag‘ kommen. Dies nun möge Bassermann mir ausrichten, da meine Adresse nicht aufzutreiben sei.

Ich ging hin und erhielt den Auftrag, künftig über Theater zu referieren. Aber schon nach kurzer Zeit eröffnete mir die Feuilleton-Redaktion, daß meine Kritiken zu schwer, zu inhaltreich, zu konzentriert, zu anspruchsvoll seien; wenn es mir nicht gelinge, sie lockerer, leichter, oberflächlicher, gemeinverständlicher zu halten, so müsse man auf mich verzichten. Ich erwiderte, daß ich kein andres Ziel hätte, als in einen Satz noch viel mehr Inhalt zusammenzudrängen, daß ich den begehrten Aufputz widerwärtig fände, zum Glück aus Berlin stamme und durch unablässige Arbeit dahin kommen werde, in meinen Kritiken den Nerv dieser Stadt, ihr Tempo und ihren Rhythmus scharf und klar zum Ausdruck zu bringen. Wenn man dergleichen nicht wünsche und verstehe, so sei mir das kein Grund, mich zu ändern. Adieu. Zwei Tage später wurde ich durch einen Rohrpostbrief zurückgeholt: Der Verlag mißbillige die Maßnahme der Feuilleton-Redaktion, schätze diese Art von Kritiken und werde sich freuen, sie auch weiterhin zu drucken. Das geschah. Ich bezog weniger ein Gehalt als ein Almosen: vom Februar 1901 bis zum Herbst 1902 ein Zeilenhonorar, bei dem monatlich die Durchschnittssumme von achtundvierzig Mark und dreiundneunzig Pfennigen herauskam; im Winter 1902 zu 3 einhundert Mark; im Winter 1903 zu 4 einhundertdreißig Mark; vom Frühjahr 1904 zweihundert Mark im Monat. „Dafür“, lautete Paragraph Zwei des Vertrages, „übernimmt Herr Jacobsohn die gesamte Theaterkritik. Er zeichnet die Theater- und Musikkritik verantwortlich, hält wöchentlich eine Sprechstunde in der Redaktion ab und besorgt die Schlußredaktion seines Teils in der Nacht vom Sonntag zum Montag. Ferner übernimmt er dafür die Vertretung des Feuilleton- und Lokalredakteurs in Bedarfsfällen.“ Ich mußte mich bei diesen Bezügen, zu denen in dreieinhalb Jahren nur acht Monate lang eine kleine Nebeneinnahme kam, naturgemäß aufs alleräußerste einschränken, aber hatte den unschätzbaren Vorteil, den kaum ein zweites berliner Blatt gewährt hätte: vom ersten bis zum letzten Tag in vollster Unabhängigkeit

und Rücksichtslosigkeit meine Meinung sagen zu dürfen. Es brauchte mich nicht zu berühren, daß dem Blatt von einem Theater nach dem andern die Referentenkarten und die Inserate entzogen wurden; daß die Objekte der Kritik den Verleger geradezu anflehten, eine solche Freimütigkeit nicht zu dulden; daß Sudermann gegen diesen Grad von ‚Verrohung‘ wettete; daß das Kaliber Neumann-Hofer für eine Petition den Auswurf der Berliner Theaterleute mobil machte; daß die Gerichte aufgeboten wurden — mit einem Wort: daß ich nach kürzester Zeit über die Maßen verhaßt war. Weshalb? Weil ich Mut hatte, den Hang, die Wahrheit zu sagen, nie unterdrückte und von der Unfähigkeit eines Bühnenmenschen nicht ärger aufgebracht wurde als von der Ungerechtigkeit oder Feilheit oder Dummheit eines Zeitungsmenschen. Sie tobten. Ich schritt weiter. Ich saß im Theater, schrieb meine Kritiken, erweiterte meine Bildung, hörte Musik und verlangte mirs ab, an jedem Tag die Arbeit zu fördern, die ich nach dem Abgang von der Universität als eine freiwillige Dissertation, als so etwas wie ein Gesellenstück, mir aufgegeben hatte: die Geschichte des Theaters der Reichshauptstadt. Als sie erschien, war ich am Ende meiner Kraft und meines Aufstiegs.

Da lag ich nun; den schlechtern Schichten von Berlin zur Beute. Es hagelte Eselsfußtritte. Gekränkte Eitelkeiten übten Rache. Erleichterte Rivalen trafen die Verfügung, daß dieser Schänder ihres Standes ihnen niemals mehr gefährlich werden dürfe. Wens gar nicht anging, der empfand doch eine schöne Schadenfreude. Um die Empörung der Berliner noch zu steigern, dichtete man mir die tollsten Dinge an. Oder war es etwa wahr, daß ich an jedem Montag wie ein Wilder um mich geschlagen hatte? Harden schrieb: „Mancher Dramatiker, Thespiskärner und Mime hat Grund, ihm das Schlimmste zu wünschen; denn gar zu unsäuberlich ging er manchmal mit ihnen um. Doch er tats nicht, um auf ihre Kosten Witze zu reißen, nicht aus persönlichem Ressentiment noch in der Absicht, als Blutrichter gefürchtet zu werden. Tats, weil er jung ist und von jedem Vergleich zwischen Ideal und Wirklichkeit enttäuscht ward, so grimmig enttäuscht, daß er seine Wut ausbrüllen mußte. Rechte Jugend, liebe Leute, ist immer ungerecht. Wollt Ihr solches Ungestüm nicht, so laßt nur Reife schreiben, die schon die Resignation zu kühler Gerechtigkeit erreicht haben; verzichtet dann aber auch auf den Genuß ungezügelter Kraft, blinden Willens zum Haß und zur Liebe.“ Gewiß: die Mittel, womit ich zum Guten gewirkt, waren nicht immer, besonders im Anfang nicht, die feinsten gewesen. Aber waren

nicht starke Akzente nötig, wo so viele zum Schlechten wirkten? Die Hauptsache blieb oder hätte bleiben müssen, daß ich viel weniger gehaßt als geliebt, und daß ich eben an der richtigen Stelle gehaßt und geliebt hatte. Ich sah jetzt meine Kritiken durch und konfrontierte, wen ich enthusiastisch gepriesen oder nachdrücklich gelobt, und wen ich geschmäht hatte. Da standen rechts: d'Annunzio, Becque, Björnson, Donnay, Eulenberg, France, Gorki, Hauptmann, Hofmannsthal, Ibsen, Maeterlinck, Porto-Riche, Schlaf, Schmidtbonn, Schnitzler, Shaw, Strindberg, Thoma, Tolstoi, Wedekind, Wilde; Alexander, Bassermann, Baumeister, Bernhardt, Conrad, Coquelin, Duse, Engels, Eysoldt, Höflich, Kainz, Kayssler, Lehmann, Maran, Matkowsky, Medelsky, Niemann-Raabe, Pagay, Reicher, Réjane, Rittner, Sauer, Schramm, Sonnenthal, Sorma, Tyrolt, Vollmer. Links aber standen: L'Arronge, Blumenthal, Dreyer, Georg Engel, Otto Ernst, Fulda, Lindau, Lubliner, Philippi, Skowronnek, Sudermann; Bonn, Buska, Christians, Groß, Hausner, Molenar. Also alles in allem war ich lieber auf der Seite der „unbefragten“ Künstler als der erfolgreichen Pflücker gewesen. Das mußte sich freilich eines Tages rächen. Die ‚Kritik der Kritik‘ traf den Kern: „Vom Geist getrieben, verübte Jacobsohn Ketzereien gegen den literarischen Börsenschwindel und störte das Geschäft. So stieß ihn die Sippe, die jeden nützlichen Genossen mit dem Mantel der Liebe deckt, entrüstet aus, als ihm sein Unfall begegnete.“ Das war es. Die Dunkel männer im Theater und in der Presse fühlten sich wie neugeboren und führten Freudentänze auf. „Man könnte Bände schreiben über diese Freude“, äußerte ein Blatt der Minderheit. Daß solches Volk sich um Gerechtigkeit bemühte, war nicht zu verlangen. Aber hätte wirklich durch dreieinhalb Jahre so viel Interesse, so viel Anfeindungen einer hervorrufen können, dessen ganze Tätigkeit darin bestand, daß er künstlich Sätze und Satzteilchen aus alten fremden Kritiken zu neuen eigenen Kritiken zusammenfügte? Nicht allein die Augsburger Abendzeitung bemerkte: „Es ist keine Frage, daß an der ungeheuer steigenden Auflage des Blattes, für das Jacobsohn tätig war, seine Theaterbesprechungen den Hauptanteil hatten.“ Es war zu dumm, daß ich das durch Geschimpfe erreicht haben sollte. Geschimpft wurde allenthalben, ohne daß man auch nur hinhörte. Hier war doch wohl was mehr. Was war es? Leo Berg hatte mich verworfen, weil ich nicht schlankweg erklärt hatte: „Jawohl, ich habe abgeschrieben. Ich habe nämlich gefunden, daß hier sehr schöne Worte auf eine Schauspielerin angewandt sind, die sie nicht verdient. Aber auf Bassermann und die Duse passen sie, und ich habe sie einfach an ihren

richtigen Ort gestellt. Das ist eine ganz originale Leistung von mir.“ Und darum Räuber und Mörder? So hatte es sich ja abgespielt. Der einzige Unterschied, und wahrhaftig kein entscheidender Unterschied, lag darin, daß ich aus dem Gedächtnis solche Wendungen „an ihren richtigen Ort“ gestellt hatte — „in zahllosen Fällen“, wo ich zu müde, zu abgearbeitet, zu widerstandsschwach gewesen war, um der andrängenden Gedächtnisbilder Herr zu werden. Die Zähigkeit dieses Gedächtnisses an sich war die natürlichste Sache von der Welt. Ich hatte von jeher die — teils bestaunte, teils bemängelte — Fähigkeit gehabt, Zitate aus allen Literaturen auf eine besondere Weise zu verwenden. Glaubte vielleicht jemand, daß ich mir diese Zitate immer erst mühsam herausgesucht hatte? War nicht vielmehr durch die Art, wie sie dastanden, erwiesen, daß sie einfach in mir gewesen, heraufgekommen und gewissermaßen durch schriftstellerisches Temperament in den Guß geworfen worden waren? Man mußte weiter bedenken, daß ich die alten Kritiken nicht bloß für mein Buch, sondern auch als Schüler, als ehrgeiziger junger Genosse, als künftiger Rivale dieser Kritiker gelesen, daß ich ihnen allerdings ihre Finten abzusehen, hinter die Geheimnisse ihrer Wirkung zu kommen versucht hatte. Ähnlich intensiv wie von mir waren diese Kritiken nie zuvor, waren Kritiken vielleicht überhaupt noch nicht gelesen worden. Sicherlich bilden sich selten Kritiker so für ihr Amt, weil Kritiker meistens durch Zufall Kritiker werden. Aber immer bilden berufene Schriftsteller sich so aus. „Ich habe niemals danach gefragt: von welchen Schnepfen und Fasanen, Kapaunen und welschen Hahnen ich mein Bäuchelchen gemästet. So bei Pythagoras, bei den Besten saß ich unter zufriedenen Gästen; ihr Frohmahl hab ich unverdrossen niemals bestohlen, immer genossen.“ Bei mir hieß es darum Diebstahl, weil ich den Fehler gemacht hatte, nicht abzuwarten, bis die genossenen Gerichte sich ganz in mein eigen Fleisch und Blut verwandelt hätten. Sie sahen nach dem Genuß kaum anders aus, als vorher. Wie groß die Übereinstimmung war, das überraschte mich jetzt selber. Damals hatte ich mich nur erinnert, ungefähr die und die Sätze bei dem und dem Autor gelesen zu haben. Immer freilich hatte ich gewußt: Jene Sätze, die ein anderer bei anderer Gelegenheit geformt hatte — hier gehörten sie wieder her, oder gar: hier gehörten sie überhaupt erst her. Wie wäre es sonst denkbar gewesen, daß sie im Jahre 1897 spurlos vorübergegangen waren und im Jahre 1904 eingeschlagen hatten? Oder, da meine Kritiken meist, auch ohne solche Sätze, eingeschlagen hatten — vielleicht

verdankten sie es nicht in erster Reihe solchen Sätzen? Ich hatte nach meiner ‚Entlarvung‘ von den drei veröffentlichten Übereinstimmungen die längste abgedruckt. Darauf hatte eine Zeitung geschrieen: „Von Jacobsohns Unredlichkeit legt übrigens auch sein Rechtfertigungsversuch selbst Zeugnis ab. Von den drei Gegenüberstellungen druckt er nur eine einzige ab, die zwar seine gewissenlose Aneignungsmethode gleichfalls kennzeichnet, dennoch aber ihn am wenigsten belastet. Aber er tut noch Schlimmeres. Zur Unterschlagung gesellt er den Betrug, indem er durch die Bemerkung, daß er die „längste“ der drei Gegenüberstellungen abdrucke, den Glauben zu erwecken versucht, als sei das längste der drei Beweisstücke zugleich auch das ihn am schwersten belastende. Das ist aber keineswegs der Fall. Er hütet sich, gerade jene Gegenüberstellung, an deren Beweiskraft alle Knifflichkeit seiner Sophistik elendiglich zerschellt, den Lesern der ‚Welt am Montag‘ vor Augen zu halten. Er rechnet dabei mit der Tatsache, daß viele Tausende von ihnen den ihn moralisch zermalmenden Nachweis nicht gelesen haben, oder daß ihnen, wenn dies dennoch der Fall ist, seine Einzelheiten nicht mehr ganz gegenwärtig sind.“ Ich Verbrecher aus verlorener Ehre, moralisch zermalmt, rückte jene Gegenüberstellung, an deren Beweiskraft alle Knifflichkeit meiner Sophistik elendiglich zerschellt war, jetzt wenigstens mir selber vor die Augen:

Aber was sind alle diese Glossen? Nichts als Beispiele, als arme Versuche, in Worten aufzufangen, was nicht aus Worten geschöpft, sondern erlebt und darum unendlich ist. Man folgt Bassermanns Spiel auch nicht, wie man sonst einer Bühnenleistung folgt. Denn nicht bloß eine einzige verfolgbare Linie läuft durch seine Darstellung, sondern tausend gebrochene Linien und Reflexe kreuzen sich in jedem Moment seines Traumulus-Daseins zur Evidenz reinsten und wahrhaft erhabenen Menschentums.

Aber was sind alle diese Glossen? Nur Beispiele, nur Versuche, in Worten etwas aufzufangen, was nicht aus Worten und Gedanken geschöpft, sondern erlebt und daher unendlich ist. Man folgt ihrem Spiel auch gar nicht so, wie man sonst einer Bühnendarstellung folgt; denn nicht bloß eine einzige Linie läuft durch ihre Darstellung, sondern tausend gebrochene Linien und Reflexe kreuzen sich in jedem Moment ihres Magda-Daseins.

Um davon so viel Aufhebens machen zu können, mußte man allerdings verschweigen, was Harden nicht verschwie: „Über den Traumulus des Herrn Bassermann schreibt Jacobsohn achtundvierzig — achtundvierzig! — Zeilen, die gute, tief eindringende kritische Arbeit geben, und fügt dann acht Zeilen an, die sagen sollen, daß gewisse Schauspielerleistungen nicht ‚in Worten aufzufangen‘ sind. Dieses Absätzchen war überflüssig; wenn es fehlte,

war der Wert des über Stück und Spiel gefällten Urteils nicht gemindert. Eher gemehrt; denn nur kindliche Überschätzung der Schauspielerei wird wähnen, das auf der Bühne Dargestellte lasse sich nicht in Worten wiedergeben. Einerlei; die Sätze stimmen fast wörtlich überein, und derselbe Mensch, der über seinen Lieblingspieler eben noch so klug gesprochen, das Wesen, die Tragik einer — ihm neuen! — Gestalt so richtig erkannt hat, soll sich nun hingesetzt und Silbe vor Silbe einen alten Artikel abgeraubt haben? Ohne auch nur den Versuch zu machen, die Spur zu verwischen? Ich glaube es nicht.“ Aber wiederum selbst den allerschlimmsten Fall zugegeben, daß dem so gewesen wäre: Hatte sich mein ‚Erfolg‘ als Kritiker auf die fremde Hilfe gegründet, ohne die ich meine Sprachlosigkeit vor einer großen künstlerischen Leistung nicht auszudrücken vermochte? Die ‚Rheinisch-Westfälische Zeitung‘ meinte: „Jacobsohns Kritiken fanden Beachtung, denn sie bekundeten eine eigenartige Auffassung“; und selbst ein Blatt wie die ‚Germania‘ erklärte: „Jacobsohns Kritiken verrieten vielfach eine ausgezeichnete Schärfe des sachlichen Urteils.“ Gerade, was hier gerühmt wurde, wäre niemals zu stehlen gewesen. Mag sein, erwiderten darauf selbst Leute, die mir wohlgesinnt waren: Aber wirst du nicht zum Fälscher geistiger Nahrungsmittel, wenn du von der Duse einen Eindruck zu haben behauptest, den ein anderer von der Sandrock gehabt hat? Mit diesem zweiten und dritten von den drei Beispielen nun sah es so aus:

#### Vom Gastspiel der Duse

Es findet im übertrieben großen National-Theater am Weinbergsweg statt, brachte am ersten Abend Maeterlincks ‚Monna Vanna‘, am zweiten Abend die Magda des Dichters H. Sudermann und bewies von neuem, was kaum mehr bewiesen zu werden braucht: daß die Schauspielkunst um so größer wird, je kleiner das Werk der Dichtkunst ist. Eine Bühnen-Kleopatra wird in den seltensten Fällen an die Kleopatra unsrer Phantasie heranreichen. Aber selbst eine erdachte Figur wie Maeterlincks Giovanna lebendig zu machen, ist, weil sie immerhin von einem Künstler erdacht ist, schwieriger, als in eine Hohlheit wie die Dame Magdalene Schwartzedall'Orto Geist und Leben hineinzutragen.

Die Giovanna der Duse ist nicht nur vorwiegend eindrucklos, sondern vor allem unverständlich, unverständlich in den Charakterisierungsabsichten der Schauspielerin wie in der Zwiespältigkeit ihrer Technik. Man darf der Gestalt das Flutende und Flammende, das Tragende und Fortreißende, aber nicht der Dichtung ihren Sinn schuldig bleiben. Es ist der Sinn der Maeterlinckschen Dichtung, daß Giovannas große Liebe zu ihrem Guido unerschütterter ist bis zu dem Augenblick, wo seine Liebe die entscheidende Probe nicht besteht: ihrer höchsten Wahrheit gegen allen trügerischen Schein zu glauben. Wenn nun eine Schauspielerin vor diesem Augenblick im dritten Akt am Ende des zweiten Aktes, statt Prinzivalli auf die Stirn zu küssen, eine brünstige Liebesszene mit ihm aufführt, so lockt sie den Betrachter auf eine falsche Fährte und verkehrt den Sinn in Sinnlosigkeit. Da schadet es weiter nichts, daß in der Schlussszene des Ganzen der Text verstümmelt worden ist, und wieder aus unerklärlichen Gründen. Denn durch diese Änderungen ist weder die Dichtung tiefer noch das Theaterstück stärker geworden. Wie die Duse hierin ihr literarischer Geschmack, so hat sie in der Ausgestaltung der Rolle merkwürdigerweise ihr sonst so sicheres Stilgefühl im Stich gelassen. Man kann eine Gestalt aus dem Leben reißen, und man kann sie kunstbewußt stilisieren. Nimmt man ihr aber jede Zeitlichkeit, und ist man auf flügelhaft leicht emporstrebende Bewegungen der Arme bedacht, auf unendlich gleitende Bewegungen, die verwandt sind dem Rhythmus eines prärafaelitisch keuschen Faltenwurfs, dann kann man nicht gleichzeitig einem überwundenen Naturalismus huldigen und anderthalb Akte lang durch Blutrünstigkeit Hände verunzieren, die wissen sollten, daß sie schön sind.



Als Magda ist die Duse auf ihrer alten Höhe. Wo ihr Autor erlahmt, spielt sie seine Puppe als ein lebendiges Wesen, in dem Geiste, den er nicht gehabt hat, mit der letzten Deutlichkeit des Ausdrucks, den er nicht gefunden hat. Sie stellt die Übergänge her, sie füllt die Lücken der Motivierung aus, sie rekonstruiert im Drama den psychologischen Roman. Was wirbelt in der Magda des Stücks nicht alles durch einander! Gefühlsroheit und sentimentale Weichheit, Schrankenlosigkeit und Sehnsucht nach dem Frieden der Heimat, Künstlermartyrium und angstvolle Mutterliebe — zwischen diesen grellen Gegensätzen taumelt die Figur hin und her. Die Duse gibt ihr Halt und Einheit. Eine Frau stellt sie dar, die durch Leidenschaften und Not und Verlassenheit zu einer mühevoll errungenen und um so tieferen Läuterung und Neuordnung ihres Lebens gelangt ist; die plötzlich doch wieder in Beziehungen gestellt wird, denen ihr Geschick sie ganz entfremdet hatte; die einen Augenblick sich zu verlieren droht, um sich am Ende aufzuraffen und zurückzukehren in ihre Freiheit, ihre Schönheit, ihre Kunst. Das ist der große Zug der Duseschen Gestalt. Innerhalb dieses Zuges erzählt jedes Wort, jeder Blick, jedes Zucken der Lippen eine lange, bange Leidens- und Befreiungsgeschichte, findet jede Situation den ihr gemäßen Ausdruck. Dieser schwere Kummer, dem Worte versagt sind! Diese Verachtung in Haltung und Ton, diese Verachtung bis in die Fingerspitzen hinein, mit der diese Magda den Baron Keller behandelt, und die sie doch unter leichtem Geplauder verbirgt! Diese scheue Veränderung, mit der sie zuerst zu dem Pastor aufblickt! Dieses glückselige Lächeln, so oft sie ihres Kindes nur gedenkt! Dieser aufrichtige Stolz, mit dem sie nach der Enthüllung ihrem kindischen Vater entgegentritt! Im letzten

Ein Mädchen stellt sie dar, das durch Leidenschaften und Not und Verlassensein zu einer mühevoll errungenen und um so tiefer innerlichten Läuterung und Neuordnung ihres Lebens gelangt ist, das eine ganz eigene, ästhetische Weltanschauung sich erworben hat, in der es von der Außenwelt gleichsam nur den Duft und die äußern Eindrücke abstreift; das mit einem Male in Beziehungen gestellt wird vor eine Seite des Lebens, denen es innerlich ganz entfremdet und feindlich ist; das einen Augenblick lang seinen Halt zu verlieren droht, um am Ende sich doch aufzuraffen und zurückzukehren zu ihrer Freiheit, ihrer Größe, ihrer Kunst. Das ist die Magda der Sandrock. In jedem Wort, in jeder Bewegung, in jedem Zucken ihrer spöttischen, sentimentalen Lippen klingt eine lange, lange Leidens- und Befreiungsgeschichte nach.

Akt, wo die psychologischen Lücken auch von dem wundertätigen Pastor nicht mehr geschlossen werden können, wo Magda an falscher Stelle die Bilanz ihres Lebens zieht, da ist die Duse erstaunlich durch die geistige Durchdringung ihrer advokatorischen Rede. Wenn sie dem Vater versichert, die Kunst sei ihr Heiligstes, nein doch, ihr Kind, dann hat sie für die Kunst eine unnachahmlich ernste, kluge, männliche Betonung und für das Kind den Stolz und die Weichheit der Mutter. Noch feiner ist das Spiel der Lichter und Schatten, die über das Gesicht der Duse huschen und die, wie die Erschlaffung oder Lösung der Glieder, in jedem Moment ihr Inneres abmalen. Auch ihr künstlerisches Geheimnis ist jene Allgegenwart der Seele im ganzen Leibe, die Lichtenberg als das Höchste Garrick nachrühmte.

Es braucht uns nicht gleich ein Taumel zu befallen, wenn wir von der Duse sprechen. Sie hat in Deutschland ihresgleichen, was den Grad ihrer Künstlerschaft betrifft, und ihren Rassemerkmalen und Eigentümlichkeiten haben wir anders geartete von ebenbürtiger Stärke und Schönheit entgegensetzen. Auch ihre Art gehört ihr nicht allein, in allen Gebilden des Dichters souverän das eigene Ich zu offenbaren. Nur das organisch gewordene Gefüge eben dieser Individualität heischt — an glücklichen Abenden — immer wieder Bewunderung. Eine mater dolorosa steht sie heute vor uns, mit einem durchleuchteten Leidensantlitz, wie man es auf italienischen Märtyrerbildern sehen kann. Über ihrem Wesen liegt eine gedämpfte Schwermut, und ein Unterton von Müdigkeit und Gram begleitet ihre Schöpfungen, die in einer verweinten Melodie die Melancholie einer kranken Seele aussprechen. Wie sie es tun, unaufdringlich, in eingeschleierten Tönen, das bedeutet ohne Zweifel ein

Und wenn sie ihrem Vater im letzten Akte versichert: Die Kunst sei ihr Heiligstes, nein ihr Kind, so hat sie für die Kunst eine unnachahmlich kluge, ernste, männliche Betonung und für das Kind die Weichheit der Mutter . . .

Letztes, das wohl unsre Auserwählten auf eigenen Wegen erreicht haben, das aber den Berufenen noch immer als Ziel gewiesen werden kann.

Lag hier unbedingt eine Fälschung geistiger Nahrungsmittel vor? Die Duse hatte ihre Magda in der ganzen Welt gezeigt und war von vielen deutschen Schauspielerinnen kopiert worden. Manche hatten jahrelang damit zu tun gehabt, wieder sie selber zu werden. In kaum einer Stadt war die Duse vom Publikum so laut bejubelt, von der Kritik so nachdrücklich als das Maß aller schauspielerischen Dinge hingestellt worden wie in Wien. Wahrscheinlich hatte die Sandrock, halb oder ganz unbewußt, ihre Magda nachträglich der Magda der Duse angeähnelte. Jene alten Sätze — die zwar sieben Jahre früher gedruckt, aber doch nicht etwa, wie von den Anklägern behauptet wurde, sieben Jahre früher gelesen worden waren — sie mochten in einem treuen Gedächtnis aufgewacht sein, weil ein Eindruck erzielt worden war, ähnlich dem, der die Sätze seinerzeit hervorgerufen hatte. Jedenfalls war es glaubhafter, daß es sich so verhielt, als daß ein umlauerter Kritiker es riskiert hatte, von einer schauspielerischen Leistung, auf der zugleich mit seinen Augen aberhunderte geruht, ganz bestimmte Einzelheiten im Widerspruch zu dem Tatbestand zu schildern. Wenn ich schon auf eine Vorlage angewiesen war und über den wohllassortierten Zettelkasten verfügte, der mir nun nachgesagt wurde, dann hätten sich darin vielleicht auch verschollene Kritiken über die Magda der Duse gefunden, die in einer Kritik über die Magda der Duse zu verwenden waren, ohne daß der Vorwurf der plumpen Fälschung geistiger Nahrungsmittel Stichhaltigkeit bekam. Aber zum dritten Mal den allerschlimmsten Fall angenommen: Daß ich hier und sonstwo kaltblütig Sätze benutzt, die nicht haarscharf auf den Anlaß paßten — hatte nicht auch dann Carl Bleibtreu recht, der mir vorwarf, daß ich nicht seelenruhig erwidert hatte: „Nun wohl, ich habe plagiiert. Und was tut ihr alle in euren sogenannten Kunsturteilen? Ihr kaut bloß wieder, was ihr irgendwo anders hörtet oder laset. Alle frühern Rezensionen über Hauptmann waren Schlenther, Brahm, Erich Schmidt nachempfunden oder abgeschrieben. Und woher bezieht ihr eure Urteile über solche Dichter, die seitab von der Heerstraße liegen? Aus dem Dutzend spottschlechter Literaturgeschichten, deren Urheber die Werke, über die sie hochtrabend faseln, ebensowenig kennen wie ihr. Und da wollt ihr von Plagiiern reden! Eure ganze Tätigkeit ist ein einziges Plagiiern. Eure Urteile entlehnt ihr fix und fertig der Mode, die ein paar Kritiker eingeführt haben, und bei eurer Stel-

lungnahme schießt ihr nach den Fleischtöpfen Aegyptens, den einflußreichen Verbindungen. Ihr geistigen Plagiatoren, ich stahl wenigstens nur Worte und Sätze, ihr aber stiehlt alle Urteile, alle Wertmaßstäbe aus Quellen, die selber unlauter sind!“ War es nicht so? Darum hatte ich ja, trotz aller Qual, nicht bis in die letzte Silbe selbständig sein zu können, und unbekümmert um die Widerstände meiner Nerven und meiner Augen, weiter und weiter gearbeitet: weil ich für die gute Sache immer noch mehr zu leisten glaubte, als manche andre mit ihren unantastbar eigenen Sätzen und ihrer Verdrossenheit, ihrer Theaterfremdheit, ihrer Unterscheidungsunfähigkeit und ihrer Nachgiebigkeit gegen jede feinere und selbst gröbere Art von Bestechung. Oder überschätzte ich mich so? Überschätzte mich auch Harden? Der kannte mich und hieß mich einen, „der keine fette Redakteurpfründe sucht, sich nicht beliebt machen, in die Gunst Mächtiger einschmeicheln will. Der auf alle Luxusgenüsse, auf manchen anregenden Umgang verzichtet, um selbstständig zu bleiben. Seinen Lieblingen selbst, wenn das Gewissen dazu zwingt, derb die Meinung sagt. Und von der rage du métier ganz besessen ist. Das Beste hat er immer empfunden oder mit richtigem Kinderinstinkt gewittert. Und wo er irrte, sprach leidenschaftlich überzeugte Jugend aus ihm.“

\*

Mit der Jugend freilich schien es vorbei. Nun war ich so alt wie Höhl und Wald. Ich verstand mit einem Mal die Welt. Ich lernte lächeln. Über die Kleingläubigkeit der Menschen, über ihre Stumpfheit, ihre Erfolgsanbeteri, ihre Bequemlichkeit, ihre Vergeßlichkeit, ihren Opportunismus. Wie sie hierhin schielten und dorthin! Wie sie abwarteten, ob ich nicht am Ende doch meine Stellung behielte, bevor sie sich von mir losmachten! Ich hatte plötzlich ein Lügenohr. Ich sah hinter die Masken und hatte das meistens nicht einmal nötig. Denn wem lohnte es noch, eine Maske vor mir zu tragen? Wer aber sich zu mir bekannte — tat er es nicht am Ende aus Mitleid, das schwerer zu ertragen war als irgend etwas? Manche allerdings, die ich nie recht beachtet, gaben Zeichen unbezweifelbarer Treue. Ein paar wieder erklärten in glaubhaftem Schmerz, daß sie sich in mir getäuscht. Für diese gerade hätte ich die Hand ins Feuer gelegt. Nichts stand mehr fest. Nichts als die Zuversicht, daß unverlierbar war, was mir gehörte. Was war geschehen? Goethe hatte recht behalten: „Wie mächtig auch eine Entelechie, das innere Prinzip eines

Lebens, sich erweise — es wird doch über das Körperliche nie ganz Herr werden, und es ist ein gewaltiger Unterschied, ob es an ihm einen Alliierten oder einen Gegner findet.“ Die Entelechie war mächtig, der Gegner mächtiger gewesen. Es galt, sich gegen ihn zu waffnen, gesund zu werden, einen Vorrat von Gesundheit anzulegen. Ich ging zu Schiff nach Frankreich, wenngleich auf weitem Umweg, und schrieb nach Haus, was mich bewegte.

### III

#### Wien

1904. 18. Dezember. Glaubst du, ich komme zum Schreiben? So viele neue und interessante Eindrücke, die mich bedrängen und sich überdies zum Teil nicht gleich übermitteln lassen. Am liebsten spaziere ich langsam um die ganze Ringstraße herum, weide die Augen auf alten Barockbauten von höchster Reife des Geschmacks und genieße mit allen Nerven dieses überraschende Erlebnis: plötzlich nicht mehr zu arbeiten, an Arbeit gar nicht zu denken. Ich bin nur gespannt, wie lange mir diese Oblomowerei wohl tun wird, wie lange ich sie aushalten werde.

19. Dezember. Ich habe versprochen, täglich zu schreiben, aber nicht, daß Du täglich dieses Schreiben erhältst. Dafür hätte nämlich die oesterreichische Post zu sorgen, und die ist bei weitem nicht so zuverlässig wie ich, ja nicht einmal so zuverlässig wie die deutsche Post. Überhaupt herrscht hierzulande, wie ich jetzt schon sehe, eine beträchtliche Schlamperei, und für unsre norddeutsche Akkuratesse kann die ganze Tünche von Liebenswürdigkeit und schmeichlerischem Kiß-d'-Hand-Wesen nicht entschädigen.

22. Dezember. Mir ist sehr philosophasterisch zu Mute. Nicht erst hier und heute, sondern schon seit fünf Wochen. Aber hier und heute besonders. Vieles, was ich bisher ungeprüft hingenommen habe, ist mir zum Problem geworden. Und das ist gut so und soll so bleiben. Der Abschluß meiner Kindheit, wie ich den zwölften November von Anfang an bezeichnet habe, war ein bißchen unsanft, aber lehrreich und heilsam. Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Mein Hirn gährt von Zukunftsplänen, literarischen und persönlichen; allein, so lange die Gärung noch so heftig ist wie jetzt, will ich doch lieber nichts verlauten lassen. Bie hat mir einmal erklärt, ich sei eine beängstigende Mischung von Kind und Greis. Ich erwiderte, daß ich dieser Mischung durch einen immer wachsenden Zusatz von Mann ihre Schrecken schon nehmen werde. Poppenberg legte mir dazu die Hand auf den Scheitel, liebevoll

lächelnd, als wollte er sagen, daß ers fürs erste nicht recht glaube, aber mir wünsche. Wenn ich wieder in Berlin bin, wird er sehen, wie schnell seine Wünsche in Erfüllung gegangen sind.

26. Dezember. Was die Menschen hier zu meinem ‚Fall‘ sagen? Dasselbe, was von den Berlinern die vernünftigeren sagen: sie betrachten ihn ‚sachlich‘ als unerheblich, ‚persönlich‘ als einen Prüfstein, eine Kraftprobe, und haben durchweg das Zutrauen, daß ich die Probe bestehen werde. Was L. sagt? Nun, gar nichts: denn für sie existiert kein Fall Jacobsohn — von dem sie tatsächlich vor meiner Ankunft nichts gewußt hat, die glücklich Zurückgezogene — weil für sie immer nur ein Mensch Jacobsohn existiert hat. Ihr Frau'n verdient, daß man Euch Tempel baute!

24. Dezember. Ich habe hier nur Festtagsfreuden. Sieh diese beiden Zettel an und versuche, die Genüsse zu ermessen, die sich daran geknüpft haben. Die Oper! Mahler! Das Orchester! Die Inszenierung! Spiel und Gesang! Die Gutheil-Schoder! Am Abend vorher Girardi: es läßt sich eine Zeitlang hier leben.

27. Dezember. Nach Neujahr will ich mit Schnitzler, der dann sein neues Drama fertig hat und einen Monat ausruht, Entdeckungsreisen in Wien und um Wien herum unternehmen. Schnitzler: ein wundervoller, tiefer und reicher Mensch, ein wahrer homo humanus. Wie er lebt: das ist die Erfüllung meines Traums. Ganz weit draußen in der Vorstadt, den Leuten schwer erreichbar, den Blick auf Bäume, in einem Arbeitszimmer, das ein Kunstwerk ist. So muß ichs auch einmal haben. Und ich kriegs!

29. Dezember. Gestern im Carl-Theater: Der Schatzmeister, eine Operette. Ich sehe in Berlin solche Schmarren nicht, weiß daher nicht, ob sie bei uns möglich sind: ein ärgerer Tiefstand scheint mir nicht denkbar. Überhaupt die Stagnation in dieser Stadt! Wenn es in Berlin täglich heißt: Sie, das müssen Sie anders machen — so!, heißt es hier: Aber das haben ja Euer Gnaden immer so gemacht — warum wollens denn das anders machen?! Wie einem in Berlin täglich der Fortschritt und seine Notwendigkeit in die Ohren gehämmert wird, so wird man in Wien förmlich zum Stillstand gezwungen. Dort heißt es: Alles fließt — hier heißt es: Alles steht still! Seit dreißig Jahren spielt ein und dieselbe Dame an der Burg die Ophelia, kriegt sie an ein und derselben Stelle ihren Applaus, sitzt sie, trotzdem sie am Schluß bereits in ihrer Wohnung sein könnte, bis zum Schluß im Theater, um ihre Opheliablumen unter die harrende Menge zu verteilen. Ein paar Wochen wird mich das amüsieren; aber bei dem Gedanken, hier etwa bleiben zu sollen, wär' ich gleich auf der Stelle tot.

1905. 1. Januar. Das alte Jahr schloß schön. ‚Die Fledermaus‘ in der Hofoper. Ich habe ja gar nicht geahnt, welch ein Meisterwerk diese Operette ist, bevor sie mir durch dieses absolut vollkommene Orchester und diese unübertrefflichen Sänger aufgeschlossen wurde. Man tanzt beseligt nach Haus und sieht die Zukunft im rosigsten Licht. Johann Strauß als Juchhe-Optimist oder die Psychologie der Gründerjahre — ein Kapitel Kulturgeschichte.

2. Januar. Am Nachmittag ging ich gestern ins Café Central, um Alfred Polgar ein möglichst gutes neues Jahr zu wünschen. Das ist ein wunderbarer Kerl, als Mensch wie als Schriftsteller. Ein zersplissener, hypersensitiver Kunstempfinder, von einer Morbidezza des Wesens, die mich bestrickt, und einer dichter-gleichen Kraft, die verschwebendsten Nuancen einzufangen. Wenn ein Stilist dieses Ranges ein Jahr in Berlin sitzt, ist er eine deutsche Berühmtheit. Hier kennen ihn zehn Literaten. Freilich arbeitet er nicht, wenigstens nicht in unserm Sinne, sondern spielt am liebsten Schach. Aber das ist eben Wien. Gott bessers oder ich, sobald ich wieder in Berlin bin. Denn so wenig wie Willi Handl werd' ich diesen Polgar jemals aus den Augen verlieren.

Am Abend: Die lustigen Weiber von Windsor. Hab' ich geschwelgt! Was sind diese Opernvorstellungen für Andachten! Das herrliche Haus erhöht den Genuß: man ist bei Kaisers, aber da die Herrschaften nicht anwesend sind, ist es ganz ungezwungen, und nichts lenkt von der überirdischen Musik ab.

4. Januar. Gestern: Figaros Hochzeit. Mahler selbst. Über alle Begriffe. Heute Burgtheater und morgen bei Schnitzler. O, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein. Man muß nur das Talent haben, nicht in die Gruben zu fallen, die andre einem graben — das ist der Lebensweisheit letzter Schluß.

5. Januar. Gestern im Burgtheater: Der Herr Ministerialdirektor. Ein veraltetes französisches Lustspiel, das ein Phänomen ist. Das Stück hat drei Akte und einen einzigen Witz. Dieser Witz steht am Schluß des zweiten Aktes und ist so gut und schlagend, daß er die Öde der ersten beiden Akte vergessen macht und gegen die Öde des dritten Aktes milder stimmt. Während dieses zweiten Aktes stürzt fortwährend ein Mann ins Zimmer des Ministerialdirektors und will etwas sagen, wird aber stets, bevor er noch einen Ton von sich geben konnte, hinausgeworfen mit der Begründung, dem Ministerium müsse man jedes Gesuch schriftlich einreichen. Beim vierten Mal schwingt er ein Schriftstück. Der Direktor: „Na, sind Sie endlich zur Einsicht gekommen? Nehmen Sie Platz!“ Und liest laut: „Ich bin der Bruder Ihres Portiers, der mir auf-



getragen hat, Ihnen im Vorübergehen zu sagen, daß es bei Ihnen brennt.“ Allgemeiner Aufstand, Vorhang, ungeheure Heiterkeit. Von den unzähligen Satiren auf den Bürokratismus ist das gewiß die stärkste und wirksamste, weil kürzeste, wortsparsamste.

8. Januar. Heute, Sonntag, von elf bis vier: bei Bahr. Wir sind uns einmal in einer berliner Premierenpause vorgestellt worden. Das war ihm Grund genug, mich in einem charmanten Brief zum Essen zu laden. Eine Wonne: weit draußen in Ober-Sankt-Veit, einem ganz dörflichen Vorort, in den man fast eine Stunde hinausfährt, eine ganz moderne Villa, voll der schönsten Möbel, Bilder, Büsten, Bücher, auf einem Hügel gelegen und mit den köstlichsten Aussichten nach allen Seiten. Der Besitzer und Bewohner voll Bildung und Anmut und Witz und Wärme. Nach Tisch erzählte er, wie ihn die berliner Meute um ‚Material‘ gegen mich bestürmt, und wie grob er geantwortet habe. Als er in meinen Kritiken ein paar Mal deutliche Anklänge an seine eigene Kritiken bemerkt, habe er sich gefreut, daß seine Arbeit nicht mit dem Tage vergangen, sondern in einem begabten jungen Menschen von offenkundiger Unterscheidungsfähigkeit haften geblieben sei. Er finde, daß man sich als Schriftsteller gar nicht mehr wünschen könne. Ich widersprach nicht gerade.

9. Januar. Auf den Bahr-Mittag folgte ein Fidelio-Abend. Und was für einer! Wie wurde gespielt und gesungen! Dieser Mahler! Und die Mildenburg, die größte dramatische Sängerin, die ich kenne. Und als Florestan der alte Winkelmann, eine rührend ehrwürdige Erscheinung. Und alle die andern!

12. Januar. Spaß macht mir, daß während meiner Abwesenheit von Berlin meine Artikel plagiiert werden. Heute bekam ich eine ergötzliche Probe, wie man eine Kritik des ‚Einsamen Wegs‘ zu einer Plauderei über die Leiden und Freuden des Winters aufarbeiten kann. Es war nicht etwa, wie Du denken wirst, eine Parodie; nein, eine ernsthafte Bemühung, aller Unähnlichkeiten zwischen Schnitzlers Drama und einer Jahreszeit Herr zu werden. Notung, Notung, neidliches Schwert — der Autor heißt auch Siegfried. Nun ja: Vornamen verpflichten.

16. Januar. Gestern: Lohengrin. Die eine von den beiden Opern Wagners, die ich nicht kannte (die andre ist ‚Rienzi‘). Von dem Werk selbst keinen tiefen Eindruck. Zu viel Meyerbeer und Mendelssohn. Aber die Aufführung groß. Über die Mildenburg als Ortrud geht nichts. Der Rest noch im ungünstigsten Falle weit über Durchschnitt. Orchester unter Mahler phänomenal. Habe fünf Stunden gestanden, gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge,

und habe am Schluß das Gefühl gehabt, [noch einmal so lange stehen zu können.

18. Januar. Im Burgtheater Paillerons ‚Maus‘, von der ich zwei Akte schauernd und gähnend erlebte, wenn Leben für meinen Zustand während dieser anderthalb Stunden nicht ein zu kühnes Wort ist. Dieser Schlenther war eine Liebe meiner Jugend. Jetzt macht er ein Theater, daß die bessern Wiener mich für verrückt erklären, so oft ich von seinen Vossischen Zeiten lobzusingen beginne. Gewiß ist es schade, daß ein so konsequenter Kritiker als Direktor ein solcher Konzessionsmichel geworden ist; aber den Kritiker laß ich mir dadurch nicht entwerten.

19. Januar. Gestern: Bellinis ‚Norma‘. Eine fünfundsiebzigjährige Sache, die man nicht mehr aufführen sollte. Auf der Bühne Mord und Todschatz und im Orchester dazu Märsche. In der Brust der Heldin wütet wildestes Weh, und aus ihrem Munde kommen kälteste Kehlenkunststücke. Eine tragische Koloraturoper — sicherlich der schrecklichste der Schrecken. Aber rührend in diesem Wien die Pietät für den alten Winkelmann. Der Mann ist achtundsechzig, hat einen Rachenkrebs, singt asthmatisch, kennt keinen Text, macht aus „Weißes Brautbett“ — ohne Scherz — braunes Weißbett, und die Leute rasen vor Begeisterung, weil er neben matten und leeren Strecken immer irgend eine Stelle hat, wo er alle deutschen Tenöre übertrifft. Und eine solche Stelle genügt den Wienern für einen ganzen schwachen Abend. Wär' in Berlin nicht möglich.

21. Januar. Das Hauptproblem im Leben ist, jedes sogenannte Unglück in ein Glück zu verwandeln. Mir geschieht nur, was ich mir geschehen lasse. Und wenn sich jetzt erwiesen hat, daß ich blindwütig auf ein nahes Ziel am Ende einer Sackgasse losgerannt bin, so muß ich aus der Sackgasse heraus, muß eine offene Bahn suchen, mich erweitern und bereichern und für die neue Bahn die Kräfte stählen. Ich werde also über Italien nach Paris gehen und dort ein Vierteljahr bleiben.

### Sankt Canzian

24. Januar. Solchen Tag hab' ich noch nie erlebt. Man steigt am Abend in den Zug nach Triest und verläßt ihn am nächsten Morgen sehr erfrischt in Divaca. (Geraten hatte mirs Rudolf Lothar, ein urkomischer Kunde, Holzbock auf Wienerisch.) Man frühstückt auf dem Bahnhof dieses slovenischen oder slawonischen Drecknestes und stapft gegen neun Uhr durch den herrlichen Wintermorgen und fußhohen Schnee tief in den Karst hinein: vorbei an wenigen Männern und Frauen, die Grüß Gott oder

Buon giorno oder dasselbe in slovenisch-slavonisch oder gar nichts sagen; vorbei an einer Kirche, die einer berliner Rotunde ähnlicher sieht als dem, was man Kirche zu nennen sich gewöhnt hat; vorbei an einer Warte, von der man in die ‚Höhlen von Sankt Canzian‘ hineinsieht. Nach Zehn ist man bei den Höhlen, kraucht drei Stunden mit einem lebendigen Führer und bengalischer Beleuchtung darin herum, ißt dann im Dorfgasthaus zu Mittag und stiefelt nach Divaca zurück. Wenn Dir aber hiernach keineswegs klar sein sollte, weswegen ich solchen Tag noch niemals erlebt habe, so sage ich Dir, daß diese ‚Höhlen von Sankt Canzian‘ das grandioseste, märchenhafteste Naturwunder sind, das meine arme Augen je erblickt haben. Allerdings: was haben sie bis jetzt erblickt!

#### Zwischen Calabrien und Malta

28. Januar. Meeresstille und glückliche Fahrt und mein vierundzwanzigster Geburtstag. Weißt Du noch: voriges Jahr? Tempora . . . Vorhin las ich bei Goethe: „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie immer sei, macht zuletzt bankerott.“ Mich werden jetzt viele, die meisten, bankerott nennen. Ich bin es nur pekuniär. Mein Großvater — an den ich heute auch deshalb denke, weil ich mir zu meinem Geburtstag immer eine deutsche Reichsmark von ihm abholen durfte — war ein frommer Jude, der bei jedem Schicksalsschlage gottergeben ausrief: Gam se letauwo — alles zum Guten! Auch dies ist zum Guten. Ich glaube an die tiefe Gesetzmäßigkeit dieses Vorgangs. Ich glaube, daß alles im Leben seinen Preis hat. Und ich glaube, daß meine innere Entwicklung nicht billiger zu erkaufen war, als mit dem Opfer allzu schnell errungener Früchte. Ich geb' sie hin. Sie waren nicht taub, gewiß nicht. Aber sie hatten nicht das Fleisch, den Flaum, den Saft, den Duft der Früchte, denen ihre volle Zeit gelassen wurde. Ich Bäumchen war emporgeschossen, ohne zuverlässig feste Wurzeln gefaßt zu haben. Jetzt muß ich vorderhand geduldig in die Erde wachsen.

30. Januar. Vier volle Tage sind wir jetzt nicht an Land gekommen, und in dieser Zeit hat sich Winter in Sommer verwandelt. Von Triest fuhren wir bei fürchterlicher Kälte ab, die eisstarrenden Alpen in unendlicher Klarheit lange vor uns (oder eigentlich hinter uns), und heute lag ich ohne Mantel an Bord, unter mir und um mich herum das schäumende, gurgelnde, zischende Adriatische Meer, zur Linken den Horizont, zur Rechten das Festland mit den Calabrischen Alpen, über mir den strahlend sonnigen italienischen Himmel und in mir ein Herz voll unbegrenzter Dankbarkeit.

Trinket Augen, was die Wimper hält, von dem goldenen Überfluß der Welt. Wenn das so weiter geht, dann hab ich eine Zeit vor mir, davon zu zehren für ein ganzes Leben.

### Malta

1. Februar. Nun bin ich fast in Afrika. Habe gestern den unbeschreiblich ergreifenden Eindruck des alten und den höchst merkwürdig-pittoresken des neuen Syrakus gehabt und sitze jetzt auf dem schönsten Platz von Malta, den Blick über die fünf Hauptforts der Festung hinweg aufs Mittelländische Meer, angebraten von einer tropischen Mittagssonne und umgeben von der schwellendsten Vegetation — Oliven, Orangen, Palmen. Die innere Stadt bildet das phantastischste Bild. Afrikanische Häuser und Reste antiker Denkmäler, römische Kathedralen und indische Warenhäuser, Araber, Neger, Engländer, Italiener, Ziegen, Esel und berliner Theaterkritiker. Fast alles lärmt und rennt durch einander, wird übertönt vom Schornsteingeheul der zahllosen Kriegsschiffe und ist dazu angetan, nie vergessen zu werden.

### Catania auf Sicilien

2. Februar. Die Natur erreicht ihre Steigerungen mühelos und kennt keine Grenzen; aber meine Sprache ist eigentlich heute schon am Ende ihrer Ausdrucksfähigkeit. In welchen Worten soll ich Dir sagen, daß der heutige Tag der schönste war und noch ist, nachdem ich gestern und vorgestern dermaßen getaumelt habe! Denke Dir: man steigt morgens aus dem Bett auf Deck und sieht den Aetna vor sich. Ich glaube nicht, daß irgend jemand eine wirkliche Vorstellung davon geben kann, was es heißt, scheinbar auf Armeslänge einen dreitausenddreihundert Meter hohen schnee- und eisbedeckten Berg vor sich zu haben, dessen Gipfelinie sich haarscharf am Himmel Homers abzeichnet, und aus dessen deutlich sichtbarem Krater feiner Rauch steigt. Und dann die Stadt. Die erste rein italienische Stadt! Und die mir obendrein das Vergnügen bereitet, das Fest der heiligen Agathe zu feiern. Konzert in der Villa Bellini, auf jeder Piazza eine banda municipale, Konfetti, Luftballons, Fahnen mit Heiligenbildern, der Dom mit bunten Glaslampions geschmückt, jeder Balkon — und hier hat nicht etwa bloß jede Wohnung, sondern jedes einzelne Fenster einen eigenen Balkon — mit schreiender Jugend besetzt und dem ältesten Alter und das ganze übrige Catania auf den Beinen: ach, welche Lust, auf einen Nachmittag dabei zu sein! Abends Theater und um Mitternacht Abfahrt nach Messina.

## Neapel

5. Februar. Aus Messina (wo die berühmten Orangen nicht zu genießen sind, weil alle guten ins Ausland gehen) fuhren wir bei strömendem Regen ab und kamen im prallen Sonnenschein nach Neapel. Diese Einfahrt — niemals kehrt das wieder! Von ihr und von dem ersten Eindruck der Stadt wurd' ich so aufgeregt, daß ich von ein bis drei Uhr nachts im Bette wach lag und am ganzen Körper zitterte. Freilich war der ‚Rigoletto‘ im Teatro San Carlo vorhergegangen. Eine solche Fülle strotzender Stimmen hab' ich noch nicht zusammen gehört. Und Bonci als Herzog! Ich habe mich sofort entschlossen, den Rest meiner Schiffskarte verfallen zu lassen, und bleibe fünf Tage hier.

7. Februar. Diese Ansichtskarten unterscheiden sich von denen anderer Städte fundamental dadurch, daß sie nicht schmeicheln, sondern im Gegenteil weltenweit hinter einer ungeahnten Wirklichkeit zurückbleiben, in der leibhaftig herumzuspazieren mir immer von neuem wie ein Traum ist. Von der Kultur dieser Stadt interessiert mich am meisten das Museo Nazionale, wo ich mich in die Antike einzugraben und auf Rom vorzubereiten suche; und die Oper, in der ich heute Leoncavallos ‚Roland von Berlin‘, morgen Puccinis ‚Bohème‘ und übermorgen Bizets ‚Perlenfischer‘ zu hören vorhabe. Das italienische Theater ist wirklich, was Goethe von Theater im allgemeinen behauptet: eine höchst merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt. Es beginnt um 21 Uhr und dauert bis 0<sup>30</sup>. Das ist nach unsrer Zeit: von 9 bis 1/2 1. Während dieser ganzen vierthab Stunden ist die Kasse geöffnet, weil mancher erst um 1/2 12, das heißt: um 23<sup>30</sup> kommt. Zum Beginn ist das Haus gähnend leer, um 22 ist es halb voll und am Schluß wird es von 2900 Menschen verlassen. Diese haben während der Vorstellung mit Hut und Mantel dagesessen, den Fußboden vollgespuckt, mitgesungen, die Wiederholung fast jeder Nummer durch einen Höllenspektakel erzwungen und ihre Kinder gesäugt. Das ist buchstäblich wahr. Man nimmt hier die Halbjährigen samt ihren Ammen ins Theater mit, und wie diese dort ungeniert ihre Aufgabe erfüllen, so tun sie es auch mitten auf den Hauptstraßen. Überhaupt ist in dieser Stadt ein Gipfel der Ungeniertheit erreicht. Unsereiner ist zunächst ganz verblüfft darüber, was hier alles coram populo geschieht, kann aber dann doch nicht umhin, sich zu freuen. Dies Volk ist der Natur verwandter als wir armen verbildeten Nordländer in unsern Kasernen und unsern geometrischen Straßen.

## Rom

13. Februar. Gestern zehn herrliche Sonntagsstunden mit Geijerstams. Diese Leute, er wie sie, gehören doch wohl zu dem

Besten, was Gott der Herr hat wachsen lassen. Wir hatten uns über fünf Monate nicht gesehen, also reichlich Herzen auszuschütten. Heut früh sind sie nach Florenz gereist, wohin ich ihnen in zehn Tagen folge. Hier aber bin ich furchtbar fleißig. Denn für Rom genügen nicht wie für Neapel die weit aufgerissenen Augen. Ich habe mir einen Arbeitsplan gemacht und halte ihn pedantisch ein. Anders geht es nicht. Und weil man das zu zweien und in einem gewissen Alter nicht mehr kann, darum haben Geijerstams sich hier gar nicht wohl gefühlt und aus Rom nichts mitgenommen als ein paar starke und tiefe Kunsteindrücke, während ich einen neuen innern Menschen davontrage. Ich habe andre, größere Maßstäbe für Natur und Kunst gewonnen. Ich habe entdeckt, daß hinterm Berge auch Leute wohnen, und daß ihnen das Theater nicht alles oder nicht viel oder gar nichts ist. Die gewissen Exzesse des Ausdrucks werden künftig nicht mehr möglich sein. Auch nicht mehr die Abnormität, daß einer fortwährend die dichterische Gestaltung von Menschen an einer Wirklichkeit mißt, die er gar nicht kennt. Gestern war gerade ein Vierteljahr seit meiner ‚Entlarvung‘ verflossen. Es ist gewiß das reichste meines Lebens. Ich habe eine Welt (und die gar nur einmal wöchentlich existierte) verloren und zwei dafür erhalten: die Antike und die Renaissance.

16. Februar. Ich sitze auf dem Pincio unter Marmorbüsten von Tasso, Ariost, Boccaccio und ihresgleichen. In der Ferne leuchtet die Peterskuppel. Die sonnigster Bambini spielen um meine Füße. Mächtige Pinien stoßen an den azurnen Himmel. Rechts halten in fünf Reihen neben einander die Wagen mit der römischen Aristokratie und Scheinaristokratie. Links spielen die Bersaglieri die Ouvertüre zu ‚Aida‘. Es ist eine Lust, zu leben! Und das ist nur eine Nachmittagserholungsstunde in einem fünfzehn Stunden langen, mit Kunst ausgefüllten Tage.

17. Februar. Gibt es in Berlin Winter und Sommer auch so neben einander, wie ich das heute hier beobachtet habe? Ein Platz zur Hälfte sonnig, zur Hälfte schattig. Im Schatten zwei Grad Kälte, in der Sonne fünfundzwanzig Grad Wärme. Nicht möglich, hier oder dort fünf Minuten auf einem Fleck zu stehen.

Wichtiger wäre mir allerdings, daß in der Sixtinischen Kapelle nicht drei Gerüste vom Boden bis zur Decke stünden, die jeden Gesamteindruck zunichte machen. Sie werden noch wochenlang stehen. Es soll das Schönste sein, was Rom zu vergeben hat, und darum komme ich. Nun, man kann nicht alles haben.

Der ‚Fall‘ hat mit der Verminderung meiner Korrespondenz eine große Zeit- und Geldersparnis neben vielen andern Vorteilen zur Folge gehabt. Früher hätte ich italienische Tage damit zuge-

bracht, an alle Leute, die ich „liebte“, von morgens bis abends Briefe zu schreiben. Wo sind meine Lieben geblieben!

19. Februar. Dieser Sonntag! Ganz früh ging ich zum ersten Mal in die Villa Borghese. Der Park! Riesentannen und Zwergpalmen, Gazellen und Hirsche, leider im Käfig, ein Teich mit Schwänen, Aussicht auf die Berge der Campagna, Brunnen und Statuen und — die Galerie! Das Schönste, was ich noch an Kunst hier sah. Von Tizian, Rafael und Andrea del Sarto gar nicht zu reden — eine Venus hängt da von Franciabigio, die einen ganzen berliner Theaterwinter auf- und überwiegt.

Jetzt gibts Musik. Vor meinem offenen Fenster haben erst Guitarre und Mandoline alle möglichen Volkslieder gespielt. Seitdem exekutiert ein Orchester von zwei Violinen, einem Cello und einer Klarinette den ganzen Verdi, den man in Italien hören muß, um zu erfahren, was das für ein Prachtkerl ist. Sie dürfen nicht aufhören. Und wenn ich hungrig zu Bette soll. Ich werfe immerzu Geld hinunter und verlange eine Oper nach der andern. Das geht seit zwei Stunden. Die Nachbarschaft liegt in den Fenstern und schließt Wetten, ob ich ein russischer Großfürst oder ein Hochstapler oder bloß verrückt bin.

20. Februar. Heute das Thermen-Museum. War die Galerie Borghese mein stärkster Eindruck in der Malerei, so hatte ich hier den stärksten in der Plastik. Wenn der alte Ludwig Bamberger für Hamlets „Sein oder Nichtsein“ die ganze Dramatik der Modernen hingeben wollte, bin ich bereit, für die Juno Ludovisi die ganze Plastik der Modernen hinzugeben.

Zwischendurch amüsiere ich mich, wie sich die berliner und wiener Zeitungsleute, heute noch und immer wieder, ihr bißchen Kopf über meine Zukunft zerbrechen, die so ganz unabhängig von ihren Ratschlüssen und Meinungen über mich ist.

22. Februar. Für meinen Abschiedsabend ist eine Galavorstellung der ‚Aida‘ zu dreifachen Preisen angesetzt, zu der ich mir einen Stehplatz im fünften Rang abgerungen habe, weil ich Verdi hier unten über alles lieben gelernt habe, diese Oper nicht kenne, und weil Vittorio Arimondi, ein Ingenium, singt.

### Florenz

23. Februar. Nur schnell zwei Worte. Ich bin erst sechs Stunden mit der Bahn gefahren, dann anderthalb Stunden nach einem Zimmer und zum Schluß anderthalb Stunden mit den geliebten Geijerstams in dieser Stadt — ist das eine Stadt! — herumgelaufen. Nun bin ich von allem trunken (mein gewöhnlicher Zustand auf dieser Reise): von den beiden Menschen, die eine gute,

eine beste Fee auf meinen Weg geführt hat, und von La bella Firenze, das man in seiner äußern Schönheit auf dem Weg vom Bahnhof zum Arno erfaßt hat — so klein ist es, und so dicht und eng liegt alles bei einander. Morgen mehr.

24. Februar. Ich bin ein meineidiger Schuft, ich weiß. Aber es geht ja nicht, es geht ja nicht. Ich bin zehn Tage in einer Stadt, die ich mindestens ein paar Jahre nicht wiedersehen werde und die auszuschöpfen mindestens ein Jahr nötig wäre — und soll richtige Schreibbriefe schreiben. Kannst Du das verlangen? Du wirst nicht mehr verlangen. Um Dir voraus dafür zu danken, schreib' ich diesmal einen ziemlich langen Brief.

Aus Rom schied ich in dem Taumel — lache nicht, wie oft dieses Wort bei mir wiederkehrt! — in den mich die Aida-Vorstellung versetzt hatte. Alles wirkte zusammen. Ein herrliches Haus von riesigen Dimensionen, wie das meiste in Rom, festlich beleuchtet, König und Königin, große Toilette der bildschönen Römerinnen, gewaltiges Orchester, bewundernswerte Bewältigung der Massen auf der Bühne — und ein Gesang! Davon weiß man ja in Deutschland, trotz den Gästen, gar nichts. Die kleinen Leute sind wie unsre größten.

Und selbst dieser Genuß vergeht vor den Uffizien. Himmelherrgott, womit hab ich das eigentlich verdient! Um so entschädigt zu werden, hätte ich ja wirklich leiden müssen — und habe doch im Grunde keinen Augenblick gelitten, da auch die paar menschlichen Enttäuschungen zu blitzartig trafen, um weh tun zu können. Oder vielleicht taten sie zu weh. Ärzte erzählen von Schmerzen, die so groß seien, daß man sie nicht mehr fühle: daß man lache. Der ‚Fall‘ an sich hat mich bestimmt ganz kalt gelassen. Das war ich gar nicht, dem da der Prozeß gemacht wurde. Das war ein lächerlicher Popanz, den sich das dumme Volk zurechtgeflickt hatte. Was dem geschah, sollte mich verwunden? Harden schreibt mir noch heute, halb staunend, halb anerkennend, wie gut ich mich in jenen Wochen gehalten, wie ruhig und munter ich von Anfang an gewesen sei. Das weißt Du selbst am besten. Er gebraucht sogar das Wort: tapfer. Dann ist ja erst recht kein Grund, irgendwie zu staunen. Zwei Dinge fechten tapfern Mann nicht an: was er nicht ändern mag, noch ändern kann. Aber die Hauptsache war wohl: ich hatte so furchtbar viel zu beobachten. Ich kam aus der Überraschung nicht heraus. Jeder Mensch war mir ein neues Schauspiel. Unheimlich, zum Beispiel, wie Leute, die früher an meinen Lippen gehangen hatten, wenn ich über Kunst sprach, kaum mehr zuhörten. Kompetenz, Prestige, Nimbus: alles war hin. Dabei sprach ich nicht anders, nichts andres als früher. Die Leerheit, die Wesen-



losigkeit, die Gipshaftigkeit solcher Dinge wie Ruhm, Geltung, Autorität ist mir in dieser Zeit erschreckend zum Bewußtsein gekommen. Als ich am Abend vor meiner Abreise bei Reinhardt war, ließ ich mich, wie gewöhnlich, von seinem Menschenton zu Bekenntnissen aller Art aufweichen und erzählte ihm auch von diesem Eindruck. „Passen Sie auf“, war seine Antwort, „wie bald der Heiligenschein wieder wächst, sobald Sie wieder ein Stück Druckpapier zur Verfügung haben.“ Jetzt ist Ende Februar: nun, im September wird er wieder zu wachsen beginnen und — wird mir nie im Leben wieder wichtig sein.

Vorläufig freilich will sich die Wut nicht legen. In Berlin sind sie noch immer auf dem Kriegspfad, um meinen Skalp zu erjagen. Nach dreieinhalb Monaten! In denen ich keinen Laut von mir gegeben habe, und die Gefahr, daß ich je wieder schreiben werde, den meisten als beseitigt gilt. Es ist fabelhaft. Und diese Angst vor meiner Rückkehr wäre schmeichelhaft, wenn das Format der Gegner nicht zu ärmlich wäre.

27. Februar. Hier begann heute der Karneval. Aus den Fenstern fliegt Konfetti, und geschmacklos verkleidete Gestalten springen durch die Pfützen. Diese hindern mich, mir das Treiben näher anzusehen. Hinderten mich aber nicht, heute endlich den Boboligarten zu besichtigen. Auch bei strömendem Regen einzigartig. Den ‚Tasso‘ müßte man darin aufführen mit Kainz und Matkowsky und der Sorma und vor sehr wenigen, sehr ausgewählten Menschen. Regie: natürlich Reinhardt.

2. März. Furchtbar nett, sich in den ‚Lustigen Blättern‘ mausetot am Galgen zappeln zu sehen und in der schönsten Stadt der Welt herumzugehen, beispiellos herrliche Bilder zu genießen, sich blühend jung zu fühlen, tausend Glücks- und Unglücksmöglichkeiten in sich und vor sich zu haben, an was sehr Liebes in der Heimat zu denken, Maria af Geijerstam italienische Nelken zu kaufen, mit ihr die Tauben am Palazzo vecchio zu füttern und auf die Sonne zu warten, die morgen oder übermorgen oder überübermorgen oder in acht Tagen bestimmt herauskommen wird. Ach, Jugend, warum entfliehst du so schnell? — es tut dir doch keiner was. Diese Tage möchte man wirklich ins Ungemessene dehnen.

Buonarotti über allem! Die Gruft, der Brutus in den Uffizien, sein Arbeitsstübchen!

3. März. Wann werde ich wieder aus Florenz schreiben? Eine Preisfrage an das Schicksal. Wie schön ist hier alles, alles, alles! Nur das abscheuliche Wetter war ein Strich durch die Rechnung. Denn dadurch bin ich um die — Herrgott habe ich nicht schon vorgestern geschrieben, daß ich dadurch um die Umgebung

gekommen bin? Mein Gedächtnis scheint mir untreu werden zu wollen. Wenns zum Vorteil meiner künftigen Tätigkeit ist, hab' ich nichts dagegen.

#### Pisa

4. März. Um sieben Uhr früh bin ich heute abgefahren. Maria hatte mir eine Handzeichnung des Lionardo mitgegeben und er seinen ‚Kampf der Seelen‘. Pisa nun ist eine richtige tote Stadt, oder besser: ein totes Dorf. Man glaubt gar nicht, in Italien zu sein — so lautlos ist alles. Am äußersten Ende der Stadt, dicht an der Stadtmauer, liegt der Domplatz mit dem Dom, dem Baptisterium, dem Campo santo und dem Campanile. Der Gesamteindruck dieser vier Bauwerke, von außen wie von innen: überwältigend. Scheiden tut weh. Und schon in einer Viertelstunde geht mein Zug, ununterbrochen bis Paris. Meine übliche Aufregung vor jeder neuen großen Stadt hat sich pünktlich eingestellt, und ich habe mich mit ein paar Bänden Humoresken versehen — der einzigen Lektüre, die meine Nerven ein bißchen besänftigt.

#### Paris

5. März. Ich bin in meinem obligaten Ankunftstaumel, über den nichts Neues mehr zu sagen ist. Wohl aber über seinen Gegenstand, wenngleich nicht früher, als bis ich meine sechsundzwanzigstündige Reise ausgeschlafen habe.

6. März. Ich bin noch in dem Stadium des allerersten Heißhunger, wo von schriftlicher Verdauung keine Rede sein kann. Hab' Geduld. Im Lauf des nächsten Vierteljahrs wirst Du genug von dieser Stadt der Städte erfahren. Diese Dimensionen, diese Animalität, dieser selbstverständliche Geschmack und Takt!

7. März. Es ist doch zweierlei: eine französische Zeitung fließend zu lesen und einen lebendigen Pariser zu verstehen. Aber ich hoffe, auch dies werde ich bald gelernt haben. Das Theater hilft dabei natürlich viel, sowie die ganz von selbst entstehende, bei mir bereits entstandene Gewohnheit, französisch zu denken. Das heißt: sogar im Selbstgespräch unwillkürlich jeden Satz ins Französische zu übersetzen.

Meine Theaterstudien begann ich gestern mit den Foliesbergère, einer Vereinigung von Wintergarten und Metropoltheater, was Genre und Stil der Darbietungen betrifft. Die Qualität freilich ist außer Vergleich: so viel lebenswürdiger, witziger, froher, farbiger, also unterhaltender. Die Komiker sind ersten Ranges, die Sänger wären bei uns an ganz andern Bühnen, und die Frauen sind jung und schön und chic und begabt, und nicht bloß eins oder

das andre. Als ich von halb neun bis zwölf gegessen hatte, war ich bekümmert, daß es schon zu Ende war.

Ln  
Du erinnerst Dich, wie erstaut ich Dir aus Wien schrieb, daß Theodor Wolff, der pariser Korrespondent des Berliner Tageblatts, mir habe sagen lassen, er würde sich sehr freuen, wenn ich ihn in Paris besuchte. Ich war erstaunt, weil ich den Mann nie gesehen, nie eine Zeile mit ihm gewechselt hatte. Nun habe ich mich gemeldet. Er hat mich in einem ungemein herzlichen Brief für morgen zu sich gebeten.

8. März. Ich lebe mich gut ein. Das Ohr schärft sich von Tag zu Tag, die Zunge wird geschmeidiger, und mein vortrefflicher Orientierungssinn kommt mir für alle Wege zustatten.

Gestern war Mardi gras, karnevalistischer Volksfeiertag. Über die Boulevards „wogte“, teils in Zivil, teils maskiert und kostümiert, eine unabsehbare Menschenmasse, die Musik machte, allerhand Ulk trieb, sich mit Konfetti bewarf, bis es zollhoch den Boden bedeckte. Was würden in Berlin dabei für Ausschreitungen vorkommen! Hier ist dergleichen ungemein harmlos. Als ich um Mitternacht aus dem Theater kam, stand die Sache noch in voller Blüte.

Ich war in den Variétés zu einer Opéra comique von Messager gewesen. Wieder konnte ich den Esprit, die Grazie, die bezaubernde Leichtigkeit der Gesamtleistung bewundern. Wenn wir etwas von der Art hätten, das so organisch aus dem Volk gewachsen ist!

Am Vormittag im Louvre. Das schwächste Wort, das ich gebrauchen könnte, klänge wie eine sinnlose Übertreibung. Das verzückteste wäre zu schwach. Heiß mich nicht reden . . . Darauf zu Theodor Wolff. Als ich von dem ‚Fall‘ anfangen wollte, winkte er ab. Er habe bei seinen Besuchen in Berlin immer meine Kritiken gelesen und bedürfe keiner Aufklärung. Ihn interessiere nicht im geringsten, wie ich zu jenen Sätzen gekommen sei — denn was das Wesen meiner Leistungen ausgemacht habe, gehöre ohne jeden Zweifel mir. In Paris solle ich ganz über ihn verfügen. Das ist um so wertvoller für mich, als ich hier keine Seele kenne. Ich würde bei meiner Aufgeschlossenheit, bei meiner Freude an menschlichen Spielarten wohl durch kein Ereignis verbittert, durch keinen Treubruch zum Misanthropen gemacht werden. Aber es ist dafür gesorgt, daß ich nicht einmal in die Gefahr komme. Zum Schluß holte er seine Frau herein, die mich für den nächsten Abend zum Essen lud.

9. März. Trotzdem mein winziges Zimmer im sechsten Stock eines schäbigen Hôtel meublé der zweitschmutzigsten Straße des Quartier latin wenig genug kostet, kann ich beim besten Willen

nicht täglich mein Theaterbillet bezahlen, und wäre es der billigste Platz. Ich habe also an die sechs größten Theater einen Brief geschrieben, den Wolff mir aufgesetzt hat. Die Comédie française hat sofort, mit einer unglaublichen Schnelligkeit, freien Eintritt bewilligt. Sie ist für mich am wichtigsten, weil sie die einzige Bühne ist, die ein Repertoire hat (alle andern klappern ein Stück ab: wenn es durchgefallen ist, achtzig Mal; wenn es gefallen hat, tausendmal). Ein höfliches Volk: der Direktor, Jules Claretie, schreibt eigenhändig — trotzdem ich mich in meinem Brief weder auf Wolff noch auf sonst wen oder was berufen habe. Denke Dir: Hülsen. Nach zehn Wochen würde ein Kanzleirat einen Schreibmaschinenbrief in Riesenformat unterzeichnen, worin ein unentwirrbarer Satz andeutete, daß die Königliche General-Intendantur nicht in der Lage sei.

Gestern bei Wolffs diniert, das heißt: um acht Uhr. Nach Tisch, um Zehn, gingen wir auf den Montmartre. Herrlich! Auf einem richtigen Berg eine Stadt für sich (von der man bei Tag eine wunderbare Aussicht über Paris hat), wo lauter Künstler aller Art wohnen, und wo in fast jedem Haus ein Cabaret ist. Wir nahmen La lune rousse, und ich kam aus dem Staunen nicht heraus — immer über dieselben Sachen: über den Charme, die Gutgelauntheit, die Phantasie dieser fünf Leutchen (eine Dame und vier Herren), die in einem kleinen, verräucherten Hinterzimmer, alle zusammen auf einem Podiumchen von höchstens zwei Quadratmetern, zwei Stunden lang die amüsantesten Dinge exekutierten, mit einer ansteckenden naiven Freude an sich selber, und die gewagtesten Dinge, ohne ein einziges Mal plump zu werden. Glückliches Volk! Einzige Stadt!

11. März. Gestern zum ersten Mal in der Comédie. An sich kein Fest. Aber wie gut und richtig und wichtig und durchaus nötig, daß ich dies und das ganze pariser Theaterwesen kennen lerne. Man gewinnt einen neuen Standpunkt, der zugleich ein höherer ist.

13. März. Paris, Paris! Du Wirbel und du Wüste, wo man das Geld zum Fenster hinauswerfen kann und mit drei Francs am Tage auskommt; wo man doppelt so viel arbeitet und doppelt so intensiv genießt; wo man zum ersten Mal im Leben fühlt, was Kultur ist, organisch gewachsene, jeder kleinsten Lebensregung mitgeteilte Kultur. Köstlich der Größenwahn dieses Volkes, das nur sich selbst kennt, nichts Fremdes an sich heranläßt oder es doch sich anpaßt und nicht sich ihm. Warum nur lernen wir Deutschen nicht das von den Franzosen!

15. März. Bei Wolffs kramten wir gestern Nacht um Eins in Briefen, wobei Prachtstücke des alten Fontane zutage — das geht ja nicht — also ans elektrische Licht kamen, und in Bildern, worunter sich drei aus der frischsten Jugend unsrer guten Lehmann fanden. Eins schenkte er mir; er sah mir wohl an, was für eine Riesenfreude er mir damit machen würde.

18. März. Das Bild auf diesem Briefbogen stellt den Palazzo vecchio in Florenz vor mit der Piazza della Signoria, auf der ich gewohnt habe, immer diesen wundervollen Turm, das Wahrzeichen der Stadt, vor Augen. Aber mag es banausisch sein oder undankbar oder was immer: ganz Italien verblaßt allmählich vor dem einen Paris, weil die Natur kaum geringer — allein die Seine! — die Kunst ebenso groß und die Kultur unvergleichlich größer ist. Allerdings bedarf das alles der ausführlichsten Begründungen, die von Mund zu Ohr gegeben ersprießlicher sind als von Hand zu Auge.

26. März. Das Theater ist hier doch ein unbegrenztes Gebiet von einer erstaunlichen Reichhaltigkeit. Ich habe dabei erst einen geringen Teil gesehen. Gestern: Théâtre Antoine (vergleiche: Das Theater der Reichshauptstadt, Kapitel Vier, Erster Absatz). Bisher das beste Ensemble und die beste Regie. Ein Tendenzstück von Brieux, auf den man bei diesem wie bei allen seinen Dramen Heines Vers anwenden kann: Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung tragend in der zott'gen Hochbrust. Die Gesinnung wird denn auch von einem massenhaften, höchst bourgeois Publikum unaufhörlich stürmisch applaudiert. Ich wünschte, daß diese ‚Avariés‘ wegen ihres volksaufklärenden Inhalts, trotz dem ganz geringen Kunstwert, überall in Deutschland gegeben würden. Leider läßt es die Zensur nicht zu. Und das ist wieder etwas, worin Frankreich mit seiner Devise ‚Liberté‘ uns weit voraus ist.

27. März. ‚Figaros Hochzeit‘ am Sonntag nachmittag? Es ging gar nicht. Eine Riesenkuppelhalle im Trocadéro, sechstausend Personen fassend und nicht zu heizen. Keine Bühne, kein Vorhang, keine Dekorationen, aber ein Souffleur, der durch Stimmkraft für all das zu entschädigen suchte. Von oben Tageslicht, von unten Rampenlicht. Von diesem wurden die Füße, von jenem die Gesichter der Akteure beleuchtet, die sich unsinnigerweise geschminkt hatten, was bei Tageslicht ein Ding der Unmöglichkeit ist. In der Ecke ein Orchesterchen, das in den Zwischenakten zu dem wundervollen Text des Beaumarchais Mozarts gottgesendete Musik veranstaltete. Hinter mir, zehn Köpfe oder Frisuren hoch, ein Backfischpensionat, das in deutscher Sprache alles entzückend und himmlisch nannte. Nach dem zweiten Akt saß ich auf dem Dampfer und fuhr befreit die Seine hinunter.

31. März. Die große Sarah, die ich um einen bescheidenen Platz ersucht hatte, schickt zwei Orchester-Fauteuils. Entweder ist sie so generös oder macht so schlechte Geschäfte. Das werde ich heute abend beurteilen können.

1. April. Sarah war in einem abscheulichen Zustand, der dadurch nichts von seiner Schrecklichkeit verlor, daß er vor Beginn der Vorstellung angekündigt worden war. Wenn sie ihre Stimme erhob, zerstörte sie die Sätze durch Husten, und wenn sie sie ihrer Heiserkeit anpaßte, verstand man keine Silbe. Aber sie ist ihr eigener Direktor — also kann sie in solcher Verfassung spielen; und hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf — also muß sie es. Denn das Ensemble, das sie da um sich gruppiert hat, ohne den Mittelpunkt, würde sich kein Publikum der Welt gefallen lassen. Ich hielt bis zum Schluß des vierten Aktes durch, weil es trotz alledem aufschlußreich ist, einen großen Schauspieler seiner Mittel beraubt spielen zu sehen. Matkowsky gab so einmal seinen besten Fiesko.

3. April. Heute war ein Sonnentag. Ich lief nach Tisch drei Stunden herum — über die Champs Elysées, wo die Kastanienknospen aufspringen und ein einziger Magnolienbaum in Blüte steht, wo es im Freien ein Kasperle-Theater gibt und jedem Spaziergänger das Glück dieses Frühlingstages aus den Augen lachte. Dann saß ich im Parc Monceau, wo es von Babys wimmelt, und der durch vier prachtvolle Tore verschlossen werden kann, so daß man an Maeterlinck denken müßte, wenn nicht auf den Park die Kehrseiten von lauter kleinen Bankiersvillen hinausgingen. Um sechs zum Tee bei Wolffs. Wir überboten uns alle drei in Lobgesängen auf Paris. Ich verstehe, daß Wolffs den Gedanken, diese Stadt irgend einmal verlassen zu sollen, nur mit umflorter Stimme diskutieren. Ich selber — aber das ist noch nicht spruchreif.

4. April. Heut kamen mit der anhaltenden Sonne die kleinen Mädchen des Quartier latin auf ihre Balkone, putzten ihre Frühlingsfähnchen zurecht, setzten neue Bänder auf die Hüte und sangen verliebte Lieder dazu. Auge und Ohr schwelgten.

5. April. O weh! Es regnet wieder Strippen. Die kleinen Mädchen haben sich traurig in ihren Bau zurückgezogen, pressen die Stirn an die Fensterscheiben und müssen auf Auteuil und Neuilly bis nächsten oder übernächsten Sonntag warten. Der Tanzsaal ist kein rechter Ersatz, denn den hat man ja sechs Monate hinter einander gehabt.

7. April. Was noch nicht spruchreif ist? Hältst Du mich für einen so schlechten Frauenkenner, daß ich Dir das geschrieben hätte, wenn es nicht in dem Augenblick spruchreif wurde, wo Deine

erzürnte Antwort und Frage eintreffen mußte?! Also Mitte März war bei Wolffs eine ganz kleine Gesellschaft gewesen: die Korrespondenten der ‚Frankfurter Zeitung‘ und des ‚Berliner Börsen-Couriers‘ und eine deutsche Lehrerin. Wir sechs Deutschen traktierten vorwiegend das Thema: Der Deutsche in Paris. Man redete mir zu, auch in Paris zu bleiben. Ich hatte davon eine schlaflose Nacht. Auf den Einfall war ich gar nicht gekommen. Nun spielte ich damit, drehte ihn hin und her und warf ihn nach Berlin. Eine Folge war dieser Brief des Chefredakteurs der B. Z. am Mittag (der einzigen deutschen Tageszeitung, mit der Vossischen, die an der Hetze gegen mich nicht teilgenommen, ja nicht einmal den Vorfall selbst erwähnt hat): „Mit Interesse habe ich gehört, daß Sie eventuell in Paris bleiben würden. Teilen Sie mir mit, ob Sie für uns korrespondieren wollen. Nur Theater und Kunst ginge nicht. Wenn Sie sich aber entschließen könnten, den Kreis Ihrer Tätigkeit zu erweitern, das heißt: über alles Mögliche und Unmögliches zu schreiben, so könnte ich Sie als ‚Schreibenden Korrespondenten‘ der B. Z. am Mittag engagieren und Ihnen ein sicheres Einkommen in Aussicht stellen. Mit Rechtsanwalt Ullstein habe ich deswegen schon gesprochen und fand ihn einverstanden.“ In dem Augenblick, wo der Traum Gestalt anzunehmen begann, war er für mich zunichte. Als Kind mußte ich immer eingesungen werden. Eins meiner Lieblingslieder hieß: Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt . . . Es ist gar kein Wiegenlied, sondern ein Turnerlied; aber mein inneres Tempo war immer so vehement, daß ich selbst für den Schlaf einen Marschrhythmus brauchte. Jetzt aber in die Knechtschaft zu marschieren, wäre nicht nach meinem Sinn. Wenn es morgen einem Hallunken gefällt, die B. Z. zu tadeln oder zu höhnen, daß sie den übelbeleumundeten Herrn Jacobsohn „gewonnen“ habe, so werden die fünf Brüder Ullstein fünf schiefe Gesichter ziehen. Ah nein! Dazu bin ich nicht so alt geworden. Ich will Herr eines eigenen Blattes sein und will zurück nach Berlin. Das vor allem. Lieber als hier „ein sicheres Einkommen“ von vierhundertneunundachtzig Mark und dreißig Pfennigen im Monat zu verzehren, will ich in Berlin wieder mit achtundvierzig Mark und dreiundneunzig Pfennigen anfangen. Mit zusammengebissenen Zähnen und einer Geduld, die nichts ermatten wird, will ich mir einen Fußbreit Boden nach dem andern zurückgewinnen — in der Stadt, die meine Heimat ist. Ich genieße wollüstig die Zukunft. Ich sehe die „Abtrünnigen“ vor mir. Nach zwei Monaten oder noch früher werden sie stutzig werden; nach anderthalb Jahren werden sie mir innerlich alles abgeben haben; und nach drei Jahren werden sie zu mir kommen und mir Gelegenheit geben,

über einen reuigen Sünder mehr Freude zu empfinden als über zehn Gerechte. Von all dem habe ich selbstverständlich Herrn Auspitzer nichts geschrieben. Ich habe ihm einfach Bedingungen, mehr ideelle als materielle, gestellt, die mir einen Absagebrief eintragen mußten. Der ist gestern gekommen, und damit ist die Angelegenheit für mich erledigt. Du weißt ganz genau, weshalb ich solche Dinge in der Ferne ohne Dich mit mir abmache, und wirst nicht nachträglich grollen.

10. April. Gestern: Victor Hugos ‚Ruy Blas‘ in der Comédie. Sehr interessant. Wenngleich ich endlich einmal sagen will, daß ich für einen Hauch unsrer guten Lehmann oder des herrlichen Sauer (von dem gestern eine Karte liebevollen Gedenkens eintraf) alles hingäbe, was ich bis jetzt hier gesehen habe, trotz allen Appetitlichkeiten, trotz aller Wohlgefälligkeit der Appretierung. Vielleicht sind das eintägige Heimwehgefühle. Es kommt wohl auch Stärkeres: die Saison beginnt hier erst. Und ‚Ruy Blas‘? Man darf nicht mit berliner Forderungen von Anno Neunundachtzig (siehe: Das Theater der Reichshauptstadt, Kapitel Vier) an die alten französischen Barden herantreten, weder an den Dichter Hugo noch an den Interpreten Mounet-Sully, der schon in Anbetracht seiner vierundsechzig Jahre Enormes leistet. Da er offenbar eine ragende Säule der europäischen Kritik wie mich im Theater ahnte, legte er sich so ins Zeug, daß er für Montag leider den König Oedipus absagen mußte — angeblich seine Glanzrolle.

20. April. Endlich zum ersten Mal in der Opéra. Innen und außen das imposanteste Theater, das ich noch gesehen. Das Foyer allein ein Labyrinth. Ferner eine Bibliothek und ein Museum. Die Bühne unwahrscheinlich riesenhaft. Auf ihr rechts und links drei Logen über einander, für zahlende Zuschauer — hinter dem Vorhang; sehr amüsant.

23. April. Gestern gab es die Premiere von Fuldas ‚Talisman‘ in einer französischen Bearbeitung. Ohne mir. Aber was ich bemerkte, war übel. Ich liebe Fulda nicht — wer liebt ihn? — und kann trotzdem nicht billigen, daß man einen Mann, der mit redlichem Bemühen und anständigem Ergebnis Molière und Rostand eingedeutscht hat, auf dem Theaterzettel kaum nennt (mit Tinte wurde in der letzten Minute hingeschrieben: d'après Fulda), daß man ihm den letzten Akt streicht, daß man den vorletzten mit Mord und Totschlag endigen läßt, und daß heute eine große pariser Zeitung schreibt, Herr Fulda habe zu einem Märchen von Andersen vor Jahren eine nette Musik geschrieben und Herr Malossol habe jetzt den Text geliefert. Die Franzosen sind zu gleicher Zeit das kultivierteste und das barbarischste Volk und haben es wegen ihrer



Kultur nicht nötig, daß der unbefangene Beobachter ihre Barbareien verschweigt.

25. April. . . in Paris wird man nämlich höflich (was ein verrohter Kritiker gar nicht genug werden kann). In Paris kommt man auch hinter Dumas den Sohn, von dem man nichts weiß, ehe man nicht in der Comédie eins seiner Dramen hat aufführen sehen. Wie hat dieser gerissene alte Knabe die Massenseele seines Volkes erfaßt! Das ganze Theater stand gestern unter Wasser. Vor dem allgemeinen Geschluchz verstand man die Mimen nicht mehr. Und dabei wurde weder Denise selbst noch ihre Umgebung besonders gut gespielt. Wie überhaupt die Comédie so wenig das erste pariser Theater ist wie in Berlin das Schauspielhaus.

29. April. Wieviel vernünftiger ist jetzt mein Tag ausgefüllt, wo ich nicht Stunden damit verbringe, wiener ‚Freunde‘ in ihrem Ungemach schriftlich zu trösten, und ebensoviel Stunden, mir von berliner ‚Freunden‘ ihre Schmerzen vorstöhnen zu lassen. Welche Zeit-, Nerven- und Gefühlsvergeudung an ein Phantom, an den Begriff Freundschaft, den es nicht gibt. Von meiner Tür ist keiner noch gegangen, der nicht Verständnis wenigstens empfangen. Zurückgeliefert haben es nicht alle. Aber vielleicht ist Verständnis überhaupt das Höchste, was man von einem Menschen verlangen kann und darum eben nie verlangen darf. Ich klage ja auch keineswegs. Nichts ist vergebens, denn du wirst. Die Hauptsache: hier wird gearbeitet und abermals gearbeitet. Und es ist so schön, in dieser Stadt zu arbeiten, deren Signatur weit mehr die Arbeit als das Vergnügen ist. Wenn ich frühmorgens auf meinen himmelhohen Balkon trete — ich habe nie gewußt, wie wertvoll solch ein kleines Ding ist — und rechts auf dem Boulevard Saint Germain Handarbeiter aller Art und beiderlei Geschlechts an ihr Tagewerk, links in der Rue des Ecoles die Kopfarbeiter, Männlein und Weiblein, in die Sorbonne gehen sehe, dann stellt sich mein Glücksgefühl ein. Dann bin ich „im Bilde“ und bald auch im Zuge. Mit einer wahren Wolfsgier freiß ich mich in die französische Literatur hinein: in Rousseau, Voltaire, Taine, Flaubert. Reiche und Welten! Und manchmal droht ganz von weitem wieder die Gefahr, der ich zwar hier nicht erliegen kann, aber in Berlin erlegen bin, und die keiner so gut geschildert hat wie Lassalle: „Ich arbeite, martere mich ab, drücke mir den rotglühenden Stachel immer tiefer in die Flanken, hetze mich ab, reibe mich auf und in dieser verzehrenden Leidenschaft, in der ich dann mich winde und ringe, die mir die Seele durchdringt und den Geist beschäftigt, täglich, bis mir die Augen zufallen — in dieser wahnsinnigen Nerven-

zerrüttung fühle ich mich gesättigt.“ Gott sei mir Armern in der Zukunft gnädig!

2. Mai. Comédie: L'Etrangère. Ich schreibe diese Karte in einer der endlosen pariser Pausen, an die ich mich noch immer nicht gewöhnt habe. Aber sonst ist es ein Vergnügen. Man sitzt unter lauter gut angezogenen Menschen von weltmännischem Benehmen, freut sich an dem Schauspieler Le Bargy, dem Typus des Verfluchten Kerls, hört mit Profit eine leichte und amüsante Konversation und fragt fortwährend: Sind die Leute bei uns nicht drollig? Dieser Dumas hat keine Szene geschrieben, die ihm unser großer Lindau nicht nachempfunden, nachgedacht und nachgemacht hätte — keine einzige. So was bleibt gänzlich straffrei, und zehn Sätze von einem andern zu behalten: das wird streng bestraft. Ein Segen, daß die Strafe sich in nichts von einer Belohnung, aber schon einer sehr hohen Belohnung, unterscheidet.

5. Mai. Gestern der alte Coquelin, einer meiner Lieblinge, so ziemlich der größte Techniker und doch auf dem Grund einer kräftigen, saftigen, temperamentvollen und humorhaften Natur. Er spielte keine von seinen Glanzrollen, sondern nur den Abbé Constantin in einer recht kindlichen Farce. Es schadete nichts. Es war eine Freude.

10. Mai. Heute habe ich nach Tisch Hofmannsthal aus seinem Hotel abgeholt, bin anderthalb Stunden mit ihm langsam in den Tuileries auf- und abgegangen und habe ihm auseinandergesetzt, was für ein Blatt ich machen will. Ein Blatt: jung, tapfer, farbig, ohne Profitsucht, ohne alle Konzessionen, ganz durchglüht von einem Willen, meinem Willen; wo jeder sagen kann, was ihm die andern Blätter aus Dummheit oder Feigheit verwehren; das sich der keimenden Kräfte in Dichtung und Kritik mit Leidenschaft annimmt. Ich habe, glaube ich, besondere Erziehertalente, aber auch eine so wütende Sachlichkeit, daß ich nie zögern werde, Schriftsteller zu drucken, die mehr sind und mehr können als ich. Im Gegenteil: ich werde sie, wenn nötig, mit der Laterne suchen und mit dem Lasso einfangen. Herrlich denk' ichs mir, nach meinem Geschmack jede Woche gewissermaßen ein Haus zu bauen, das immer eine andre und doch immer dieselbe Physiognomie haben wird, in immer neuem, immer wertvollem Menschenmaterial zu arbeiten — Regisseur einer gedruckten Bühne. Ich hatte mich ordentlich in Hitze geredet. Hofmannsthal war sehr angetan und versprach unaufgefordert einen Beitrag für die erste Nummer.

14. Mai. Saison und Frühjahr sind auf der Höhe. Ich weiß nicht, worauf ich zuerst blicken, mich zuerst stürzen soll. Schwer, still zu sitzen. Nötig ist trotzdem, allerlei Korrespondenzen fürs

Blatt zu erledigen. Nötig ist nicht mehr, meine Eindrücke für Dich aufzuschreiben. Ich sage täglich, wie's mir geht. Wenn ich zurück bin, fragst Du mich gehörig aus, fragst nach: Guitry, Bartet, Granier, Lavallière, Caruso (!), Yvette, Monsieur de la Palisse, Opéra comique, Grand Guignol, Bois de Boulogne, Armenonville, Luxembourg, Versailles, Saint Germain und möglichst noch ein paar Mal nach Guitry. Das ist ein Kerl!

23. Mai. Vorgestern hat endlich Mounet-Sully den Oedipus gespielt. Es lohnt allein die Reis: nach Paris. Nur von Mitterwurzer und Matkowsky war und ist dergleichen zu erleben. Ich habe geglaubt, daß es genügen wird, wenn ich zwei Abende nichts andres sehe. Es genügt nicht — ich mußte mich von dem Eindruck befreien. Ich habe mir also einzureden versucht, daß ich wirklich pariser Korrespondent der B. Z. am Mittag geworden bin und meinen ersten Artikel zu verfassen habe. Hier hast Du ihn.

Ich bin nicht zufrieden mit mir. Durchaus nicht. Es ist Mai, und ich bin ganz aus der Übung. Aber ich habe mich wenigstens wieder gespürt. Mein Handgelenk, meine faculté maîtresse, meine besondere Begabung: von der Bühne herab einen Eindruck rein zu empfangen, richtig zu bewerten, anschaulich darzustellen — und das alles mit Passion zu tun. Dieses Talent ist so spezifisch, daß es in einer Theaterstadt wie Berlin immer begehrt werden muß. Gewiß nicht von den Zeitungen; aber von den Theaterinteressenten und von den Theaterleuten selbst, die in aller schnaubenden Wut von jeher gewußt oder doch gewittert haben, wer ich bin, und daß ich zu ihnen gehöre. Denn hätten sie jemals Wut geschnaubt, wenn nicht jedes meiner Worte säße und träfe?! Nein, ich habe niemals Angst um mich gehabt und hab' sie jetzt erst recht nicht.

23. Mai. Wolffs hatten zu einem Abschiedsabend für mich ein paar Leute gebeten. Es war schön, ausgiebig und unbändig lustig. So viel lach' ich sonst nur in vier Wochen zusammen. Wolffs aber — auf daß sie lange leben und es ihnen wohlergehe auf Erden!

29. Mai. Max Martersteig bittet mich, die Rückreise in Cöln zu unterbrechen und ein bißchen bei ihm zu bleiben. Ich freue mich sehr, ihn wiederzusehen. Er stieg, als ich fiel; avancierte vom bescheidenen Privatgelehrten zum Intendanten, als ich ins sogenannte Exil ging; kam zu Wohlstand, als ich brotlos wurde. Es muß S. J. interessieren, wie M. M., und M. M., wie S. J. den Wandel vertragen hat. S. J. hat ihn gut vertragen.

\*

FOF S. J. flog förmlich nach Berlin. Er fuhr von Cöln des Nachts. Das Coupé war leer. Er wälzte sich auf der Holzbank, fiebernd, in Flammen. Fortwährend sprang er ans Fenster, ob denn Berlin nicht endlich zu entdecken sei. Er wußte sich stark. Was wollte er nicht alles! Noch einmal: Speere werfen und die Götter ehren. Noch einmal: des Hasses Kraft, die Macht der Liebe auf Gebilde schlechter, guter Kunst entsenden. Ganz von vorn beginnen. Sich wehren, von der Zehe bis zum Scheitel dicht gewaffnet. Kämpfen, siegen und zurückerobern — mehr, viel mehr erobern, als er je besessen! Plötzlich lag die Stadt in morgendlicher Junisonne vor ihm. Da löste sich in einem Tränenguß des Glücks der Glutkrampf dieser letzten Stunden. Er war zu Haus. Er hörte Stimmen, drückte Hände, fühlte Lippen, sah in Augen, die zu ihm, die ihm gehörten. Bis zum Abend wurde kreuz und quer berichtet aus sechs langen Monaten. Dann zog es ihn ins Schauspielhaus. Der Melchthal seiner Kindheit war in diesem Winter, hinter seinem Rücken Tell geworden. Das durfte man um keinen Tag verschieben. Es war wie 1890, wie vor fünfzehn Jahren. Als wäre er zum ersten Male im Theater und ein Kind. In der Pause schritt er durch die Gänge und streichelte ganz heimlich die vertrauten Seidenmöbel. Da trat ein fremder junger Mann an ihn heran, entpuppte sich als ein „Verehrer“, äußerte nicht wenig Freude ob der Rückkehr des Verehrten und fragte höflich nach der Zukunft. Ein Theaterblatt. Es sei bis in die Einzelheiten fertig — nur die Finanzierung habe man noch nicht einmal begonnen. Ob sich vielleicht der fremde junge Herr beteiligen . . . Ja, das wolle er, und mit Vergnügen; auch sei ein Freund vorhanden, der gewiß dieselbe Summe oder eine größere dazusteuern werde. Schillers zweite Hälfte tönte wie von Shakespeare. Und als der Gründer, aller Not enthoben, nachher mit Matkowsky beim Burgunder saß — da stiegen gute Wünsche für das neue Blatt zu einem Himmel, der sie hörte.

#### IV

Jetzt geht das Blatt bald ins zehnte Jahr; und vielen wird überflüssig erscheinen, daß ich hier seine Entstehungsgeschichte erzählt habe. Wer es schätzt, braucht sie nicht zu kennen; wer es nicht schätzt, noch weniger. Und die ollen Kamellen? Im Augenblick der ‚Enthüllung‘ mochte selbst für gutwillige Beurteiler (die freilich keinen Instinkt haben durften) meine ganze geistige Existenz in Frage gestellt sein. Die Probe war meine literarische Zukunft, war meine Tätigkeit in der ‚Schaubühne‘. Wenn ich in jenen dreieinhalb Jahren fremder Hilfe bedürftig gewesen war, so mußte ich nun, wo ich mich aufs schärfste kontrolliert wußte, unfehlbar scheitern. Oder wenn ich damals vielleicht recht und schlecht hätte schreiben können, aber fremden Schmuck gebraucht hatte, um mich vorteilhaft zu unterscheiden, so mußten die neuen Kritiken reizlos, stumpf, trocken, unpersönlich werden. Man schlage die sechzehn Bände der ‚Schaubühne‘ und meine Bücher an einer beliebigen Stelle auf oder lese in der letzten Nummer des Blattes zehn Zeilen von mir und entscheide selbst. Dabei werden freilich Leser vorausgesetzt, die einer sachlichen Betrachtung fähig sind, die den Trieb zur Gerechtigkeit und Freude an der Entwicklung eines Schriftstellers haben — also wiederum eine Minderheit, eine erschreckend winzige Minderheit. Die Mehrheit will um keinen Preis anerkennen, will niemals umlernen, will zeitlebens nichts empfinden als Schadenfreude. Ihr würde mein Rechenschaftsbericht in drei Akten ein Strich durch alle Berechnung sein; aber Gott sei gelobt: noch gibts das Mittel, dergleichen überhaupt nicht zu sehen oder, auf Zeitungsdeutsch, totzuschweigen. Der Fall Jacobsohn war ein Sensationsstück ersten Ranges, für das es sich lohnte, die berliner Litfaßsäulen mit Riesenplakaten — Jacobsohns Entlarvung; Plagiator Jacobsohn; Siegfrieds Tod — wochenlang vollzukleben; der ‚Fall Jacobsohn‘ wird einmal vor Freibergern aufgeführt werden.

Warum ich ihn trotzdem verfaßt habe? Keiner weiß mehr, wie es eigentlich gewesen ist; aber jeder glaubt, daß es nicht schaden kann, wenn er den ‚Vorwurf‘ möglichst übertrieben weiterreicht.

Fama crescit. Zwei Wochen nach meiner ‚Entlarvung‘ äußert eine Zeitung: „Man hat Herrn Jacobsohn überführt, daß seine Geist und Galle sprühenden Feuilletons gerade in den glänzendsten Partien nicht sein geistiges Eigentum seien. Es wurde ihm nachgewiesen, daß seine Kritiken vom Jahre 1904 nichts anderes waren als wörtliche Plagiate aus Artikeln vom Jahre 1897.“ Im August 1905 heißt es: „Siegfried Jacobsohn brachte es vermöge seiner unheimlichen Gedächtnisstärke sogar so weit, gleich ganze Seiten aus frühern Berichten eines Schriftstellers in die seinigen zu übernehmen, ohne es zu merken.“ So geht es bis in dieses Jahr 1913: „Ein Mann mit einem fabelhaften Erinnerungsvermögen. Früher brachte er es fertig, ein Buch zu schreiben, das ein Gedächtniswunder war: es enthielt die Kritiken, die ein Dutzend Schriftsteller vor Jahren verfaßt hatten, wörtlich wiedergegeben.“ Wachsend ohne Widerstand. Endlich leiste ich den Widerstand. Endlich scheint mirs falsch, noch länger zu einer Literaturlegende herzuhalten, die von Jahr zu Jahr törichter geworden ist. Ich sage, wie es gewesen ist. „Ich stelle es fest, weil ich“, mit Thomas Mann, „von dem Glauben nicht lassen mag, daß böse und stumme Dinge erlöst und gutgemacht werden, indem man sie ausspricht.“ Ich habe sie ausgesprochen. Da nie jemand dabei war, als ich meine Kritiken ohne Vorlage schrieb, so wird man mir wieder trauen oder mißtrauen müssen, wie vor neun Jahren. Ob man mir heute traut — wo man es leichter hat als damals — oder weiter mißtraut: das ist ganz gleichgültig. Ich empfand ein Wohlgefühl, den letzten Rest des ‚Falls‘ aus meinem Blut, aus meinen Gedanken, aus meinen Nerven zu entfernen. Ich empfand, zweitens, fast ein Bedürfnis, jungen Anhängern den Tatbestand in Ruhe zu erzählen, weil schließlich jeder einmal fragend zu mir kommt. Ich empfand ein Drittes. Für all das will ich gerne dulden, daß man mich auch diesmal mißversteht. Das wird man tun.

Man wird namentlich finden, daß ich mich hier ungeheuer feierlich behandelt habe. Es wäre eine Verwechslung. Ich werde viel feierlicher behandelt, als ich mich jemals selbst behandeln könnte. Wenn in meiner Zeitschrift einer angegriffen wird, so vereinigen sich dreiunddreißig Schriftsteller zu einer öffentlichen Kundgebung für das Opfer. Zugunsten eines andern meiner armen Opfer veranstaltet man Umfragen. Man bedroht mich tätlich. Man läuft in die Gerichte. Man setzt Himmel und Hölle in Bewegung, um eine Kritik von mir zu verhindern, die man noch gar nicht kennt. Seit zwölfenhalb Jahren verfolgt man mich mit einem Ingrim, der nicht häufig sein dürfte. Es wäre ein Kunststück, aus alledem

nicht den Eindruck zu gewinnen, daß man meiner Arbeit eine ziemlich große Bedeutung beilegt. Was ich tu und sage, tun und sagen manche — und vor Lesermassen, unter denen die ‚Gemeinde‘ meines Blattes sich verlöre. Trotzdem: jene Schreiber werden weder überfallen noch verklagt noch gar vor der Verübung des Verbrechens denunziert. Denn sie versuchen nur, was mir gelingt. Das ist es. Was einem einzigen Leser wie mit einem Hammer-schlage eingetrieben wird, wirkt freilich mehr, ist mehr zu fürchten, als was an Abertausenden herunterrinnt wie Wasser. Millionen Drehungen der Rotationsmaschine, durch die des Zeilenschinders dumme Meinung früh und spät auf Städte und Provinzen niedergeht, sind nichts vor jenem Federstrich, mit dem der Freund der Kunst und Liebhaber des Wortes einmal wöchentlich die Wahrheit seines Hirns und seines Herzens kündigt. Das klingt wie Schwärmeri und ist es doch nicht. Ich bin ja das lebendige Beispiel. Wenns nach der Presse ging, war ich ein toter Mann. Ich kümmerte mich nicht um sie, besiegte unverdrießbar alle Hindernisse, die sie mir vor die Beine warf, und bin ihr heute, was ich vor neun Jahren nicht war: unerreichbar. Sie kann fortfahren, das Bild meiner Arbeit verzerrt, beschmutzt oder gar nicht wiederzugeben: dieser Arbeit selbst kann sie nichts mehr anhaben.

An dieser Arbeit wird nichts beharrlicher getadelt als die Lächerlichkeit, daß ich das Theater so schrecklich wichtig, die Kritik des Theaters so bitter ernst nehme. Ich wieder finde es nicht lächerlich, sondern traurig, daß es möglich ist, einen solchen Vorwurf überhaupt zu erheben. In Schnitzlers ‚Einsamem Weg‘ heißt es irgendwo: „Wenn Sie im Mittelpunkt der Erde wohnen, so wüßten Sie, daß alle Dinge gleich schwer sind. Und wenn Sie im Mittelpunkt der Welt wohnen könnten, so wüßten Sie, daß alle Dinge gleich wichtig sind.“ Da es wahr ist, daß das Theater der Spiegel des Zeitalters ist, so wird es doch wohl keine kleine Aufgabe sein, diesen Spiegel blank zu erhalten. Ich glaube, daß die Dinge der Kunst, die bei uns unterschätzt werden, gar nicht zu überschätzen sind. Ich glaube, daß für Deutschlands Wohlfahrt ein Kerl wie Hans von Bülow einmal existiert haben mußte, Bernhard von Bülow aber niemals existiert zu haben brauchte. Ich glaube, daß es ein Segen wäre, wenn alle Kritiker des Theaters so unaufhörlich Forderungen stellten, wenn alle das Theater so wichtig nähmen wie ich. Denn ich nehme es ja nicht als Selbstzweck wichtig, sondern als Mittel zum Zweck. Ich weiß, daß es das Leben spiegelt, aber ich weiß auch, daß es ins Leben zurückwirkt. Es ist meine Überzeugung, daß es mit unsrer Politik, dem öffentlichen Leben, dem Verkehr der Menschen und jedem Zweig der Kunst

in dem Maße besser werden wird, wie das Theater, das ich meine, an Boden gewinnt; und ich hoffe, daß ich noch ziemlich lange einer Gesellschaft unbequem sein werde, der in den faulen Verhältnissen der Gegenwart ganz kannibalisch wohl ist, und die gar nicht weiß, weshalb sie sich aus ihrer Ruhe bringen lassen soll. Es wird unvermeidlich sein, daß ich eben so lange als ein lästiger Störenfried derjenigen Presse gelte, die Exponent und Dienerin eines denktrágen Kapitalismus ist, und daß diese Presse immer wieder den aussichtslosen Versuch macht, mich auf ihre Weise auszuhungern oder sonstwie ins Jenseits zu befördern.

Mit welchen Mitteln sie diesen Versuch vor neun Jahren gemacht hat: das festzuhalten, war für mich der dritte Antrieb zu der kleinen Schrift. Es festzuhalten als ein Zeichen von der Zeiten Schande. Als Warnung vor einer Institution, deren antisoziales, unethisches, kulturfeindliches Wesen nicht oft genug behauptet und allzu selten belegt wird. Dies hier ist ein Beleg. „Täglich Lügen, Lügen in reinen, puren Tatsachen, Tatsachen erfunden, Tatsachen in ihr Gegenteil entstellt: das waren die Waffen, mit denen man uns bekämpfte“ — so hat Lassalle vor Jahrzehnten Grund gehabt zu klagen, die deutsche Presse anzuklagen. Mit diesen Waffen bekämpft sie noch heute jeden, der aus der Herde ragt. Es war nicht bloß ihr gutes Recht, es war ihre Pflicht, mich des Plagiats zu beschuldigen, da ich des Plagiats verdächtig schien. Sie brauchte nicht einmal zu wissen, daß von allen denkbaren Plagiaten ‚das‘ Plagiat das unschuldigste; und sie brauchte am wenigsten zuzugeben, daß von allen Sünden der Presse solch ein Plagiat die kleinste ist. Aber es wäre leicht zu beweisen, daß deutsche Zeitungen jene Beschuldigung glaubhaft gemacht haben durch Übertreibungen, Fälschungen und Verleumdungen; und daß sie dieses Spiel durch Monate und Jahre getrieben haben und, als ob nicht ganz andre Verbrechen in solchem Zeitraum verjährt, immer weiter treiben — zur höhern Ehre des Standes, im Interesse der Sauberkeit unsrer literarischen Zustände. Wenn eine Zeitung mitgeteilt hätte, daß einer eines Mords beschuldigt worden ist, so fände sie keine Worte für die Verwerflichkeit einer andern Zeitung, die nach der Verhandlung nicht auch mitteilte, daß das Gericht zu einem Freispruch gekommen ist. Daß ich nach jenem Vorfall ohne eigene Mittel eine Zeitschrift gründen konnte; daß vom ersten Tage an die feinsten Kritiker und Künstler Deutschlands mitarbeiteten; daß diese Zeitschrift mich erhält; daß zu ihrer Leserschaft die Besten zählen; daß sie wirkt, und daß sie nicht allein aesthetisch — daß sie ethisch wirkt: das ist zweifellos ein Freispruch. Dessen aber hat von den



berliner Blättern, die die Hetze gegen mich eröffnet und betrieben haben, niemals eines seinen Abonnenten . . . Doch nicht: eines unterschied sich. Es war und ist stockantisemitisch; aber es hielt für eine Anstandspflicht, seinen Lesern, denen es mich dreiviertel Jahre zuvor als ein schwarzes Scheusal habe malen müssen, nach der ersten Nummer der ‚Schaubühne‘ zu erklären, „daß es diesem hürnenen Siegfried wirklich ernst ist, was zu sagen, und daß er das Zeug dazu hat“. Die meisten andern —: so oft man Anlaß hätte, meinen Namen ehrenvoll zu nennen, unterdrückt man ihn; so oft ich irgend welche Sensationsaffaires habe, ist man glücklich, mein Sündenregister vergrößern zu können. Kein Wunder. Es bleibt, wie es war. Bestraft wurde nicht, daß wenige fremde, sondern daß viel zu viel eigene Bestandteile in meinen Schriften waren. Gehetzt wurde nicht der Plagiator, sondern die Individualität. Sie müßte sich ändern, damit sich die Taktik derjenigen Zeitungen änderte, die stolz darauf sind, die öffentliche Meinung Berlins und dadurch Deutschlands zu machen. So wird sich nichts ändern. Denn „darüber täusche man sich nicht“, hat Schopenhauer gemahnt, „daß zu allen Zeiten und auf dem ganzen Erdenrunde und in allen Verhältnissen eine von der Natur selbst angezettelte Verschwörung aller mittelmäßigen, schlechten und dummen Köpfe gegen Geist und Verstand existiert. Gegen diese sind sie sämtlich getreue und zahlreiche Bundesgenossen. Stümper und nichts als Stümper soll es geben auf der Welt, damit sie auch etwas seien.“ Man kann nichts tun als immer wieder warnen. Verachtet diese Art von Presse. Horcht auf die Namen, die sie schmäht, und übersieht, wen sie zu fördern trachtet. Umfaßt mit Euerm ganzen Anteil die Objekte ihres Hasses, damit sie nicht zugrunde gehen — denn kaum der Tausendste hat mein . . . .

\*

Nun aber bin ich doch zu Ende.<sup>7</sup> Oder eigentlich: am Anfang. Hinter mir liegt eine Jugend, übervoll von Kunst und harter Arbeit für die Kunst. Wenn Kriegsjahre wirklich doppelt zählen, so treibe ich mein Handwerk rund ein Vierteljahrhundert. Und stehe in einem Alter, wo die meisten begonnen haben. Die Leistung dieser Jugend zu bewerten, gebe ich schon darum gern den anderen anheim, weil für meine Schwächen niemand schärfere Augen hat als ich. Was ich mir selber lasse — auch dieses wenige entschwindet meinem Blick, der vorwärts sieht, wieviel noch übrig bleibt. Nur eines will ich für mich sagen: Ich habe nie, von meiner Kindheit bis zu diesem Tage nie, zu tun brauchen, was mir zu tun nicht eine

Freude war; und habe immer einen Ort gehabt, wo ich mein letztes Wort in meiner Form und meinem Ton aussprechen durfte. „*Tò εὐδαιμον τὸ ἐλεύθερον, τὸ δε ἐλεύθερον τὸ εὐψυχον.*“ Es ist Perikles, der bei Thukydides erklärt, daß das Glück in der Freiheit bestehe, die Freiheit aber im Mut. Wenn er recht hat, bin ich übergücklich gewesen. Dieses Glück mir zu bewahren, scheint mir nicht allein mein Recht, sondern der ‚Sache‘ wegen meine Pflicht. Und weil aus Fahrlässigkeit häufig behauptet wird, der Kampf sei zwar gut, der Kämpfer aber habe in seiner ‚Vergangenheit‘ einen dicken Fleck: auch deshalb hat es mich getrieben, das Erlebnis meiner Jugend zu erzählen.

VERLAG DER SCHAUBÜHNE, CHARLOTTENBURG

# DIE SCHAUBÜHNE

Herausgeber: SIEGFRIED JACOBSON

Vierteljährlich M. 3.50, jährlich  
M. 12.—, Einzelnummer 40 Pf.

Einmonatiges Probe-Abonnement gratis und franko

Die Schaubühne enthielt und enthält Beiträge von:

Peter Altenberg, Lou Andreas-Salomé, Fritz Ph. Baader, Julius Bab, Hermann Bahr, Paul Barchan, Richard Batka, Martin Beradt, Oscar Bie, Rudolf G Binding, Franz Blei, Emanuel von Bodman, Georg Brandes, Felix Braun, Robert Breuer, Max Brod, Martin Buber, Hans Carossa, Paul Claudel, Alfons Fedor Cohn, Richard Dehmel, Franz Deibel, Rudolf von Delius, Willi Dünowald, Isadora Duncan, Frederik van Eeden, Max Epstein, Paul Ernst, Herbert Eulenberg, Emil Faktor, Otto Falckenberg, Leo Feld, Lion Feuchtwanger, Otto Flake, Oscar Maurus Fontana, W. Fred, Friedrich Freksa, Erich Freund, Egon Friedell, André Gide, Ernst Goth, Adolf Grabowsky, Otto Grautoff, Leo Greiner, Stefan Großmann, Peter Hamecher, Willi Handl, Ferdinand Hardekopf, Maximilian Harden, Ludwig Hatvany, Georg Hermann, Theodor Heuß, Otto Hinnerk, Arthur Holitscher, Lisa Honroth-Loewe, Herbert Jhering, Harry Kahn, Rudolf Kaßner, Gustaf Kauder, Friedrich Kayßler, Erwin O. Krauß, Max Krell, Hans Land, Else Lasker-Schüler, Karl von Levetzow, Emil Lind, Emil Ludwig, Grete Meisel-Heß, Hermann Meister, Gustav Meyrink, Wilhelm Mießner, Hermann Missenharter, Christian Morgenstern, Erich Mühsam, Kurt Münzer, Karl Fr. Nowak, Erich Oesterheld, Hans Olden, Max Osborn, Hans Ostwald, Kurt Pinthus, Alfred Polgar, Felix Poppenberg, Ulrich Rauscher, Henriette Riemann, Rudolf Rittner, Edmond Rostand, Arthur Sakheim, Felix Salten, Paul Scheerbart, René Schickele, Johannes Schlaf, Paul Schlesinger, Wilhelm Schmidtbonn, Wilhelm von Scholz, Franz Servaes, Bernard Shaw, Hermann Sinsheimer, Richard Specht, Stanislawski, Paul Stefan, Karl Streckler, Karl Hans Strobl, Theodor Tagger, Siegfried Trebitsch, Richard Treitel, Kurt Tucholsky, Walter Turszinsky, Erich Urban, Sil Vara, Emile Verhaeren, Vollmoeller, Robert Walser, Hans Wantoch, Jakob Wassermann, Frank Wedekind, Alexander von Weilen, Paul Wertheimer, Paul Wiegler, Hans Winand, Fritz Wittels, Fürst Sergei Wolkonsky, Paul Zech, Erich Ziegel, Leopold Ziegler und vielen andern mehr.

## Urteile:

**Maximilian Hardens** ‚Zukunft‘. Die ‚Schaubühne‘ ist die beste deutsche Theaterzeitschrift, die wir besitzen; eine der am würdigsten redigierten Zeitschriften. Ein Golfstrom: Lebendigkeit, Wärme, Geistigkeit, Kampf, Witz, Seele geht von ihr aus. Vieles, was sie tötete, kann nie wieder auferstehen, vieles, was sie lebendig machte, nie mehr sterben. Fast alle jungen Dichter und Schriftsteller sind irgendwann in den Jahrgängen der ‚Schaubühne‘ vertreten. In die Werkstatt großer Schauspieler dürfen wir blicken, in Vers und Prosa geben sich Zartheiten und schamhafte Tiefen von unübertrefflichem Reiz.

**Dresdner Anzeiger**. Nach acht Jahren des Bestehens dieser Zeitschrift, die damals bereits an dieser Stelle mit Anerkennung begrüßt wurde, muß nachdrücklich betont werden, daß wir in Deutschland jetzt keine Theaterzeitschrift haben, die der ‚Schaubühne‘ an Schärfe und Weitsichtigkeit des

Urteils, an gediegenen und glänzenden Aufsätzen vorangestellt werden kann. Sie ist unsre beste Theaterzeitschrift. In jahrelanger aufmerksamer Prüfung sich dieses Urteil bei uns befestigt. Jeder Freund einer ehrlichen, freien und eindringenden Kritik wird die ‚Schaubühne‘ mit Genuß und reichlichem Nutzen lesen.

**Das neue Leben.** Wenn, wie Hamlet und einige Feuilletonisten mindern Grades meinen, die Schauspieler die abgekürzte Chronik ihrer Zeit sind, so ist die ‚Schaubühne‘ der Röntgenstrahl, der grellen Lichts die Bretter durchleuchtet, so zwar nicht die Welt bedeuten, aber selbst ein bedeutendes Stück Welt sind. Die roten Hefte dieser Zeitschrift sind Regesten, worin die Taten solcher, denen Blutzwang oder Erwerbssinn es eingibt, Helden zu erfinden oder zu spielen, verzeichnet stehen. Achill wird gefeiert, Thersites gestraft. In der ‚Schaubühne‘ spiegelt sich alles Wollen, alles Wirken und alles Versagen unsrer Zeit, soweit es sich in den schmalen Raum wagt, der zwischen Kulisse und Rampe liegt.

**Rheinische Zeitung.** In der ‚Schaubühne‘ besitzen wir eine theaterkritische Revue ersten Ranges, die an Würde des Inhalts von keiner der übrigen Theaterzeitschriften auch nur annähernd erreicht wird. Man mag diese Blätter aufschlagen, wo man will: man wird sie nicht ohne tiefere Belehrung aus der Hand legen. Was die einzelnen Persönlichkeiten betrifft, die Kraft und Klinge dem großen Unternehmen weihen, so muß man gestehen: dem Herausgeber ist es gelungen, einen Generalstab zu schaffen, der den Feldzug gegen den dramatischen Kitsch und den Schlendrian, gegen die Scheinkunst und den Schwindel einem siegreichen Ende zuführen muß.

**Hannoverscher Courier.** Recht verschiedene Geister sind es, die sich hier im Rahmen einer Zeitschrift zusammenfinden, aber eines eint sie: sie alle reden mit durchaus persönlichen Akzenten; es sind sämtlich Leute, die ihrem eigenen Instinkt lieber folgen als dem Instinkt der Masse. Manche sprechen geradezu im Ton der Leidenschaft, des Fanatismus. Der Inhalt des Blattes ist in hohem Grade mannigfaltig; auch die Form unterhaltsam und abwechslungsreich.

**Der Strom.** Die beste oder eigentlich die einzige Theaterzeitschrift von Interesse. Sie führt der Atmosphäre des berliner Theaterlebens allwöchentlich Sauerstoff zu; die jungen Künstler atmen reiner, die unter ihrem Einfluß stehen.

**Mannheimer Generalanzeiger.** Die ‚Schaubühne‘ ist von allen Theaterzeitschriften die aparteste, lebendigste und anregendste. Siegfried Jacobsohn gibt sie heraus. Er ist von denen, die heute über Theater schreiben, der einzige, der wirklich Kritik hat. Seine ganze Absicht geht auf eine möglichst scharfe und schlackenlose Herausarbeitung der rein künstlerischen Werte, die die unendliche Mannigfaltigkeit der heutigen Theaterwirklichkeit durchdringen. Von einer Idee für eine Idee, nicht von sich für sich zu schreiben, das ist das Woher und Wohin seiner kritischen Art.

**Neue Zürcher Zeitung.** Die ‚Schaubühne‘ ist ein frisch redigiertes, inhaltlich anregendes Organ für alles, was näher oder ferner mit der Bühne in deutschen Landen wie im Ausland zusammenhängt. Sie ist eine jener Zeitschriften, die man stets gerne in die Hand nimmt, weil man stets sicher ist, irgend etwas zu finden, was Interesse und Nachdenken weckt, und die auch zu gesundem Widerspruch reizt.

**Leipziger Tageblatt.** Die ‚Schaubühne‘ verdient das Lob, eine unsrer besten Zeitschriften und unter denen, die sich mit dem Theater und der dramatischen Kunst beschäftigen, weitaus die beste zu sein.

**Rheinisch-Westfälische Zeitung.** Die ‚Schaubühne‘ ist in der Reichhaltigkeit ihrer Darbietungen, in der Weite ihres Gesichtskreises und der Höhe ihrer Maßstäbe das Organ, das berufen scheint, auf die Entwicklung unsres Theaters entscheidenden Einfluß zu üben.

**Württembergische Zeitung.** Diese Wochenschrift ist bekanntlich die am besten geleitete, frischeste, geistreichste Theaterzeitschrift deutscher Sprache. Seit ihr Herausgeber Siegfried Jacobsohn, der beileibe nicht der schärfste, sondern ‚nur‘ der ehrlichste und unabhängigste, also der reinlichste Kritiker Berlins ist, sein Organ auch noch in eignen Verlag bekommen hat, scheint sich der alte Bekennermut immer freier und froher zu entfalten. Wem das deutsche Theater und sein Werden am Herzen liegt, der muß die ‚Schaubühne‘ lieb haben.

SIEGFRIED JACOBSON  
DAS THEATER  
DER  
REICHSHAUPTSTADT

IX und 154 Seiten

Urteile:

**Maximilian Harden in der „Zukunft“.** Lest es; Ihr werdet nicht bereuen. Der Betrachter beweist auf jeder Seite eiferndes Verständnis für die Sache; auch den ernstesten Willen, gerecht zu sein.

**Altonaer Tageblatt.** Die Anordnung des Materials zeugt von großem historischen Verständnis. Das Buch ist ebenso geistreich wie belehrend und hält, was es in der Einleitung verspricht.

**Literarisches Echo.** Die Charakteristiken der Bühnen und künstlerischen Richtungen sowie einzelner Schauspieler sind sehr treffend in ihrer Knappheit; das Urteil bleibt immer ruhig und sachlich.

**Neue Zürcher Zeitung.** Nirgends wird der Leser durch weitläufige Quellenstudien ermüdet, und doch hat er überall die Empfindung, von einem wohlunterrichteten Verfasser geleitet zu werden. Was besonders angenehm berührt und die Lektüre des Buches zu einem Genuß macht, ist die stilistische Gewandtheit des Verfassers, seine prägnante Form.

**Wiener Montagszeitung.** Auf dritthalbhundert Seiten gibt Jacobson einen gedrängten Abriss der berliner Theatergeschichte von 1870 bis 1904. Alles wirbelt in kaleidoskopischer Buntheit an uns vorüber. Und dabei urteilt Jacobson so klug, scharf und treffend, daß man von je hundert Worten gestrost siebenundneunzig unterschreiben kann.

**Der Osten.** Jacobsons ungemeine psychologische Begabung und seine absolute Sachlichkeit — beides lehrt sein trefflicher Überblick über die Theatergeschichte Berlins während des letzten Menschenalters schätzen. In sechs sachkundig den Stoff zusammendrängenden Kapiteln wird mit tiefer Einsicht und weitem Blick die Geschichte der berliner Bühnen seit den Tagen des großen Krieges dargestellt.

**Dramaturgische Blätter.** Die einzelnen Strömungen, die Persönlichkeiten ihrer Führer sind scharf charakterisiert, das Ganze ausgezeichnet durch ein ernstes Streben, eine hohe Begeisterung für ein großes Ziel.

**Breslauer Zeitung.** Hier ist ein Plus an Reichtum des Ausdrucks, an bildnerischer Kraft, an — niemals protzig verwandter — Gelehrsamkeit.

Preis 2 Mark

ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

ERICH REISS VERLAG, BERLIN W 62

# MAX REINHARDT

von

## SIEGFRIED JACOBSON

Mit einem Portrait von Max Reinhardt  
und fünfzehn unveröffentlichten ganzseitigen Illustrationen  
nach Inszenierungen des Deutschen Theaters in Berlin

XII und 175 Seiten — Zweite Auflage

Broschiert M. 5.—, gebunden M. 6.50

### Urteile:

**Maximilian Harden in der „Zukunft“.** Ein Buch, in dem mit tapferer junger Begeisterung der Versuch gemacht wird, aus einer Kritikenreihe wie von selbst das Bild des stärksten deutschen Theaterleiters sich gestalten zu lassen; ein Buch, dem die beste Eigenschaft, die Liebe zum Objekt auch der im einzelnen anders Empfindende nicht absprechen kann.

**Bohemia.** Wir lernen Reinhardt von seinen begeisterndsten Seiten kennen und lernen zugleich die Schönheit einer Begeisterung kennen, die von ihrem Gegenstand so viel Klares und Beweiskräftiges auszusagen hat.

**Rheinische Musik- und Theaterzeitung.** Jacobsohn ist vielleicht der einzige berliner Kritiker, der in Sachen des Dramas und der Bühne seine Stimme im Vollbewußtsein einer spezifischen Überlegenheit erheben darf; der einzige, der zum Theaterkritiker geboren ist.

**Pester Lloyd.** Ein außerordentlich interessantes, höchst instruktives Dokument.

**Die Aktion.** Ich halte Jacobsohn für den bedeutendsten lebenden Theaterrezensenten Deutschlands.

**Mannheimer Tageblatt.** Wer den Verlauf von Reinhardts berliner Tätigkeit und die Entwicklung seiner Regiekunst verfolgen will, der greife zu diesem Werk aus der zuständigen und fachmännische Feder des bekannten berliner Theaterkritikers.

**Die Wage.** Reinhardt und Jacobsohn — in jedem von ihnen muß eine gierige Vitalität, eine angespannte Energie und ein jauchzender Wille zur Tat sein. Nur das Material, in dem sie arbeiten, ist verschieden, aber nicht ihre Leistung, nicht ihr Werk. Man fühlt aus Jacobsohns Kritiken ein Etwas von der Unrast, dem Tempo und der Gier großer Naturen und großer Städte. Sie jagen dahin, treten märkisch sicher und grade auf, lassen sich nicht blenden und folgen immer einem Ziele, daß sie als richtig erkannt haben, und dem sie fanatisch und treu zustreben.

**Neue Freie Presse.** Jacobsohns Darlegung vereint die scheinbar gegensätzlichsten Eigenschaften: Begeisterung mit Urteilsschärfe, plastische Sprache mit knapper Sachlichkeit. Mit ein paar lichtvollen Sätzen schafft Jacobsohn eine dramatische Situation nach, und sein leidenschaftlicher Berufsernst fördert die Schauspielkunst.

**Sozialistische Monatshefte.** Das Buch gehört zu den klügsten, die über das Theater der Gegenwart geschrieben worden sind, und wird in seiner Gesamtheit zu einer analytischen Zusammenfassung dessen, was Reinhardt für unsre Theaterkultur bedeutet.

**Württembergischer Zeitung.** Mit glänzender Darstellungskunst gibt Jacobsohn seine Eindrücke von den größten darstellerischen Taten Reinhardts wieder. Überall begegnen wir einem scharfsichtigen Urteilen, einem tiefen Erfassen, einem glühend lebendigen Gestalten.

**Die Gegenwart.** Der große Vorzug dieses kritischen Schriftstellers ist eine ehrlich-echte Sachlichkeit, abhold jeder falschen und verlogenen Geste. Das gibt seinem Stil eine eigene Schönheit, aus Gedrungenheit und Selbstdisziplin genommen.

**Prager Tagblatt.** Jeder, der den klugen, schnörkellosen und doch durch innere Feinheiten überraschenden Stil Jacobsohns schätzt, wird das Buch in einem Zuge auslesen, als wäre es ein Roman.

**Der neue Weg.** Diese dreißig Kapitel sind von meisterhafter Knappheit und Geschlossenheit.

**Heidelberger Neueste Nachrichten.** Ein Buch, das auf jeder Seite das lautere und gerechte Urteil eines von sachlichstem Ernst und innerlichstem Kunst-eifer beseelten Kritikers gibt.

**Westermanns Monatshefte.** Ohne die eingeborene Liebe zu allem, was Drama und Theater heißt, hätte dieses Buch nicht geschrieben werden können. Nicht viele Kritiker besitzen sie in solchem Maße und wissen sie sich so frisch zu erhalten wie Jacobsohn; nicht viele haben einen gleich scharfen Unterscheidungsblick für Wahres und Falsches in der maskenreichsten aller Künste wie er.

**Die Zeit.** Das Feinste und Herzlichste, was Jacobsohn zu sagen hatte, war immer den Bühnen Reinhardts gewidmet. Es ist ein Buch auch für die Zukunft, ein Quellenwerk für einen neuen Devrient.

**Der Morgen.** Aus jedem Wort spricht der tiefe Ernst dieses Mannes, dem das Theater ein Heiligtum, die Kunst Religion ist, und dessen Apostolat wir freudig begrüßen.

**Hamburger Nachrichten.** Jacobsohn, dieser stets frappant Sachkundige, zeichnet schöpferisch nach, führt Andeutungen aus. Wenige besitzen so reiches und reifes Verständnis für Regie, Spiel, Dichtung.

**Herold.** Dies gute, klare und aufschließende Buch erscheint wie eine tief-notwendige Tat.

**Breslauer Morgenzeitung.** Das Werk, das die stilistischen Vorzüge und die dramaturgischen Kenntnisse seines Verfassers ins hellste Licht setzt, wird jedem Theaterfreunde und jedem Theaterfachmann willkommen sein.

**Süddeutsche Monatshefte.** Man spürt, auch wenn einem die Namen nichts sagen, instinktiv die Feinheit der Beurteilung von schauspielerischen und Regie-Leistungen. Man hat hier ein Buch, in dessen Sprache und Theaterbildung man sich zu Hause fühlen kann.

**Frankfurter Zeitung.** Jacobsohns Buch wird als ein im Jubel wie im Tadel stets abgeklärtes Dokument der jüngsten deutschen Theatergeschichte seinen Wert behalten.

**Leipziger Tageblatt.** Siegfried Jacobsohn, der Kritiker, ist ein Künstler. Man hat das überzeugende Gefühl, daß er um des Ideals willen schreibt, daß er voll Begeisterung ist über das Stück Welt, das in dem Kunstwerk lebt.

**Neues Tagblatt für Stuttgart.** Reinhardts eifrigster, begeisterungs- und verständnisvollster Prophet hat seine geistreichen und tiefdringenden Essays über den genialsten Regisseur der deutschen Bühne zu einem stattlichen Buche gesammelt, dessen Lektüre für alle Theaterfreunde eine Ergötzung ist.

**Neues Wiener Journal.** Es ist ein sehr merkwürdiges Schauspiel, mit welchem Feuereifer, mit welch glühenden Backen Jacobsohn seine Aufgabe zu lösen sucht und immer wieder neu zu lösen sucht, und mit welcher Strenge, Gerechtigkeit und kristallklaren Härte gegen jeden und jedes, und nicht zuletzt gegen sich selbst, er vor dem großen Problem 'Theater' sitzt.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15

# DAS JAHR DER BÜHNE

von

SIEGFRIED JACOBSONN

ERSTER BAND 1911/12      ZWEITER BAND 1912/13

XVI und 216 Seiten

XVI und 184 Seiten

Broschiert je M. 3.—, gebunden M. 4.—

## Urteile:

**Maximilian Harden in der „Zukunft“.** Der Verfasser ist den Lesern der „Zukunft“ nicht unbekannt. Ein reinlicher, tüchtig gebildeter, ungemein begabter Mann, der sich einer Sache verpflichtet fühlt, in ihrem Dienst, dem er sein Leben gern gibt, nie gierig nach Privatvorteil oder Budenapplaus umher-späht, seinem Empfinden knappen und wirksamen Ausdruck zu ertasten weiß und ernstlich entschlossen ist, immer tiefer sich in die Erkenntnis seines Gegenstandes einzubohren. Leset sein Buch!

**Hamburger Fremdenblatt.** Ich kenne keinen Kritiker, der soviel analysierende Kraft und erkennende Leidenschaft der Bühne entgegenbringt. Wenige Regisseure kennen das Theater so genau wie dieser gründliche und gewissenhafte Kritiker. Sein Buch ist ein sehr berlinisches Buch: klug, sachlich, realpolitisch, kampflustig, schonungslos. Jacobsonn ist ganz und gar auf Berlin eingestellt, auf Linien, Farben, Klänge, die zusammen die Stadt Reinhardtts und Bassermanns ausmachen. Das Hoffnungslos-Alte wird verworfen, und auf Neues, auf Eigenartiges hofft man. Immer wieder auf Kunst und Natur — allen Handwerkern und den Herolden des Handwerks zum Trotz. Immer wieder auf Blut und auf Flamme.

**Das Literarische Echo.** Was man an Jacobsonn getadelt, ist in meinen Augen sein größter Vorzug: daß er das Theater so ungeheuer wichtig nimmt. Aus leidenschaftlicher Liebe und leidenschaftlichem Haß heraus gibt er seine ungemein präzis formulierten Urteile ab. Gerade in manchen scharfen, mit feinsten Ironie gewürzten Ausführungen treten seine hohen Gesichtspunkte klar zutage, wo er tadelt, begeistert er sich eigentlich am meisten; er darf mit Recht von sich sagen, daß seine Ablehnungen immer Raum für Dinge schaffen, über die er jubeln könne.

**Breslauer Morgenzeitung.** Jacobsonn ist ausgezeichnet vor allem durch den herzlichen, ja leidenschaftlichen Anteil, den er an den theatralischen Vorgängen nimmt. Zum zweiten schätze ich an ihm den musterhaft klaren, feinnervigen Stil, der sich in erfreulichster Art unterscheidet von den tänzerischen Akrobatenkunststücken mancher andern berliner Kritiker. Zum dritten besticht an Jacobsonn die unbeirrbar ehrliche Ehrlichkeit des Urteils.



**Die Aktion.** Ein Mensch, der seinen Weg kennt und ihn in dem frohen Bewußtsein geht, eine fest umgrenzte, zweckhafte Arbeit zu leisten. Glücklicher als der unsachliche Künstler und positiv wirksamer.

**Neues Tagblatt für Stuttgart.** Für Jacobsohn ist das Theater eine Leidenschaft und die Theaterkritik eine Sache höchsten Könnens und auch höchster Verantwortung. Man braucht über seine Kritiken nicht mehr viele Worte zu machen, ihre Bedeutung ist längst anerkannt, und wer jetzt noch einmal liest, was Jacobsohn über Reinhardt und Brahm, über Bassermann und Girardi, über Shaw und Wedekind, über Hebbel und Tolstoi zu sagen weiß, der wird mit Freude die von ihm angekündigte jährliche Kritikensammlung erwarten.

**Janus.** Jacobsohn ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten, klarsten, schärfsten, vorurteilsfreisten Theaterkritiker Berlins und Deutschlands. Sein kritischer Blick ist von keinem äußern Erfolg zu blenden und zu trüben, seine Resultate sind zuverlässig und beweiskräftig begründet und gestützt. Sympathisch ist die Unerschrockenheit, mit der er seine Meinung einer kompakten kritischen — oder unkritischen — Majorität entgegensetzt.

**Königsberger Allgemeine Zeitung.** Jacobsohn schreibt einen präzisen, scharf-klaren, biegsamen, dabei sinnlich-anschaulichen Stil. Man spürt immer, daß eine wert- und gehaltvolle Persönlichkeit hinter den Urteilen steht, einer, der aus verliehener Begabung, geschärftem Urteil und zuletzt auch gehäuften Wissen heraus nicht nur die Pflicht, sondern das Recht der freien Meinungsäußerung verkörpert.

**Die Wage.** Weil Jacobsohn ein Künstler ist und kein Tagschreiber, bleibt er davor bewahrt, zu verflachen, sich auszuschreiben, in einer Manier zu erstarren wie etwa Kerr: er bleibt immer naiv-aufnahmefähig, und seine Kritiken werden auch in den folgenden Bänden frisch, unverbraucht und lesenswert sein.

**Wiener Allgemeine Zeitung.** Man weiß, daß Siegfried Jacobsohn durch Jahre hindurch über das Theaterleben Berlins mit zärtlicher Inbrunst wacht, daß er für ein wirkliches Ideal zu Felde zieht. Und es ist für den Wert seiner Arbeit maßgebend, daß er in diesen langen Jahren nicht müde, verstimmt, saumselig geworden ist. Er steht am Platz wie ehemals: kampfund hoffnungsbereit.

**Bühnen-Roland.** Dies Buch, geschrieben mit bohrendem, scharfem Verstand, mit abgewogener, geschliffener Sprache, dies Buch, temperamentvoll, verzückt, anregend, verschwärmt, erinnerungszaubernd, dies Buch ist eine Ährenlese, reif und reich.

**Die Zeit.** Ein Buch, das man nicht liest, sondern verschlingt. Die Lust an so viel Grundgescheitem, Feinem und Vortrefflichem, das Jacobsohn sagt, wird höchstens noch von dem Genuß übertroffen, wie er es sagt: in einer kristallinen, festgefügtten Sprache von wundervoll einleuchtender Prägnanz. Es ist ein Buch der Liebe, der Gläubigkeit und eines konstruktiven Optimismus, der aufbaut, wo er niederreißt.

**Sozialistische Monatshefte.** Gerade in der Aneinanderreihung der Kritiken erweist sich, daß dieser vielverfolgte und vielgelästerte Mann, der in selbstquälerischer Begeisterung die Abfassung von Kritiken zu seinem Lebensamt erhob, auch unter der Suggestion des Tages nie den Blick für weite Ziele verliert. Tapfer, herb und klar und ehrlich und lebendig ist dieses Buch. Und selbst da noch, wo man diesem Kritiker nicht folgen kann, bleibt der Respekt vor einem Schriftsteller, der es mit seinem Willen ebenso ernst nimmt wie mit seinem Talent.

**Deutsche Montags-Zeitung.** Nach der ersten Kritik merkt jeder, daß Jacobsohn gediegen, aber nicht systematisierend schreibt, daß seine Mitteilungen persönlich, aber nicht voll privater Exzesse sind. Das gibt seinen Kritiken diese Schlagkraft des Urteils, die bannend ist. Und über allem steht unser wollüstiges Vergnügen an der grenzenlosen Ehrlichkeit, der unverkrümmten Wahrhaftigkeit, die hier stets das Urteilen in die Hand nehmen.

**Saturn.** Nach drei Seiten hat man den Eindruck, daß Jacobsohn nicht der Prophet, aber doch des Propheten Adjutant, und daß er neben einem veiltänzerischen Kerr, den man anglotzt, eine Persönlichkeit ist. Er verfügt sehr einfach über einen intellektuellen Rang.

**Neues Wiener Tagblatt.** Da Jacob ohn in seiner Darstellung einfach und klar ist, frei von akrobatischen Stilkünsten, und über Witz und Geist verfügt, so besitzt sein Buch eine Fülle von Vorzügen, die es zu einer fesselnden und lehrreichen Lektüre machen.

**Der neue Weg.** Dieses Buch ist nicht nur ganz köstlich zu lesen, sondern erfüllt auch einen ethischen Zweck.

**Königsberger Hartungsche Zeitung.** Nicht geringer als der Zukunfts- ist der Gegenwartswert dieses Werkes, in dem sich Kunstgefühl und Sprachkraft die Wage halten, und in dem man mit Vergnügen auch über Stücke und Aufführungen liest, die man nie gesehen hat.

**Theatercourier.** Eine reiche, wertvolle Arbeit. Besonders angenehm fällt dem Kritikers einfacher, klarer Stil und seine naive, aber doch gereifte Aufnahme-fähigkeit auf. Wer Jacobsohns Entwicklung beobachtet hat, muß anerkennen, daß eine reine Liebe zur Kunst und eine bewundernswerte Arbeitslust ihn zu dem gemacht haben, was er heute als Kritiker ist.

**Neue Hamburger Zeitung.** In Jacobsohns Kritiken leuchtet die Liebe und flammt der Zorn. Seine vornehmste Tugend ist seine Unabhängigkeit. Er folgt dem Zuge seines Herzens und der Stimme seines Gewissens. Er dient nicht irgendeiner Partei und macht sich nicht zum Sprachrohr irgendeiner literarischen Richtung. Auf sich selber steht er ganz allein.

**Neue Theater-Zeitschrift.** Jacobsohn hat — wie jeder, der mit starker Begabung und zäher Energie für das Gute und Wahre in der Kunst ficht — mit ungeheuren Schwierigkeiten und von dem Widerstand der bekämpften Unfähigkeit auferbauten Hindernissen zu ringen, und dieser hartnäckige, noch längst nicht beendigte Kampf erklärt die Schärfe, den Sarkasmus und die oft unverhüllte Bosheit seiner Kritik. Aber sein sicherer Instinkt, sein angeborener guter Geschmack und eine tiefe literarische und bühnenhistorische Bildung, vereint mit großen dramaturgischen Fähigkeiten, haben noch in allen Fällen recht behalten.

**Monatsschrift für Kultur.** Wären heute alle diejenigen, die in Berlin an wichtiger Stelle kritisieren dürfen, wie Jacobsohn, so wäre dort das Theaterleben um ein gut Stück weiter. Sein Grundelement ist Aufrichtigkeit. Dem frischen Ton entspricht der frische und lebendige Stil. Auch Jacobsohn läßt sich nicht nehmen, mit Wortspielen zu kommen, aber er tut es immer geistreich, nicht über Geschmack und Maß, und jongliert nie affektiert damit wie Kerr.

**Literarisches Zentralblatt.** Diese gesammelten Kritiken geben ein ziemlich geschlossenes Bild von der Bedeutung Berlins als Theaterstadt und bilden deshalb eine Art Berliner Dramaturgie. Was an ihnen besonders interessiert, ist neben einer großen sprachlichen Gewandtheit und einer ergiebigen Breite der Behandlung die starke persönliche Färbung und die Überzeugung, die aus jeder einzelnen Kritik spricht.

**Eckart.** In der Darstellung der Regietätigkeit, in der Einschätzung und Charakterisierung der Schauspieler, in der Reproduktion und der Bewertung der an der Dichtung Erscheinung gewordenen Kunstleistung des Theaters ist Jacobsohn ein Meister seines Faches.

**Der Strom.** Daß Berlins Theater nicht, wie die Wiens, verarmen, das verdankt es nicht nur seinen intelligenteren Zuschauern, sondern ein wenig auch einigen wachsamem, leidenschaftlichen, fanatisch sachlichen Kritikern, vor allem diesem unerbittlichsten Liebhaber des Theaters.

**Breslauer Zeitung.** An Jacobsohn muß man seine helle Freude haben. Denn eins durchloht jede Zeile, die dieser temperamentvolle Kritiker schreibt: Begeisterung, ehrliche Begeisterung für die Dinge der Bühne, jene Begeisterung, deren frische Wahrhaftigkeit auch trügliche Temperamente mit fortreißt.

**Westermanns Monatshefte.** Wir wollen dankbar sein für dieses Buch und dankbar für diesen Kritiker, der das Handwerk durch zähe, ernste Arbeit an sich selbst von Jahr zu Jahr gehoben und geläutert hat. Doch Jacobsohn hat nicht bloß den liebenden Willen, er hat auch die fruchtbare Begabung für sein Amt. Er schreibt seinen eigenen, sachlich gesättigten und doch durchsichtigen Stil.

A. E. FISCHER, GERA-R.  
Hoflieferant  
Buch- und Kunstdruckerei

24. Aug. 1977

*D*

GHP 11KME1161(2)

<20+>0451CTS951456448489

5/7/78



GHP: 11 KME1161(2)